



Friedrich

Ferdinand Friedensburg

zum 70. Geburtstage am 11. Februar 1928

in Dankbarkeit und Verehrung gewidmet

vom

Schlesischen Altertumsverein

Alt Schlesien

Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins und der
Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Ur- u. Frühgeschichte

1928

Band 2

Nr. 2

Verzeichnis der münzgeschichtlichen Arbeiten von Ferdinand Friedensburg*)

A. Selbständige Schriften

1886. Schlesiens Münzen und Münzwesen vor dem Jahre 1220. Berlin 1886.
1887 fg. Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter. Codex diplomaticus Silesiae
Bd. 12 Teil 1. Urkundenbuch und Münztafeln. Bd. 13 Teil 2. Münz-
geschichte und Münzbeschreibung
1899. Schlesiens neuere Münzgeschichte. Codex diplomaticus Silesiae Bd. 19
1901. Schlesiens Münzen und Medaillen der neueren Zeit. (Gemeinschaftlich
mit H. Seger)
1903. Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter. Ergänzungsband. Codex diplo-
maticus Silesiae Bd. 23
1910. Die Nachahmung fremder Münzbilder, besonders im deutschen Mittel-
alter. Antrittsvorlesung
1909. Die Münze in der Kulturgeschichte. 2. Auflage 1926
1912. Deutsche Münzgeschichte (in Weiters Grundriß der Geschichtswissenschaft)
1913/1922. Die Symbolik der Mittelaltermünzen. 2 Teile
1926. Münzkunde und Geldgeschichte der Einzelstaaten des Mittelalters und der
neueren Zeit (in Below und Meinecke, Handbuch der mittelalterlichen und
neueren Geschichte)

B. Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift

1877. 35. Bericht. S. 197. Über den Dahsauer Münzfund
1877. 36. Bericht. S. 226. Der Silberfund von Karowane
1878. 37. Bericht. S. 243. Der Marschwitzer Münzfund

*) Besprechungen und Zeitungsartikel sind nicht aufgenommen.

P. J. M. Bunde 0.5 M.

1878. 39. Bericht. S. 311. Die Münzsammlungen auf der Stadtbibliothek zu Breslau
1880. 43. Bericht. S. 422. Der Oniechwißer Silberfund
45. Bericht. S. 486. Schlesische Münzfunde
1888. 65./66. Bericht. S. 2. Münzkunde und Altertumswissenschaft
Ebenda. S. 23. Ein Hellerfund
1889. 67./68. Bericht. S. 50. Ein interessanter Siegelstempel
1890. 71./74. Bericht. S. 92. Der Frankensteiner Hacksilberfund
1891. 75./76. Bericht. S. 136. Über die Ordnung und Aufstellung der schlesischen Münzen
1896. Band 6 S. 187. Beiträge zur schlesischen Medaillenkunde
Ebenda. S. 245. Schlesische Fürstenmedaillen
1896. Band 7 S. 41. Studien zur schlesischen Medaillenkunde
Ebenda. S. 295. Studien zu schlesischen Münzen und Medaillen
Ebenda. S. 494. Daniel Bogt, ein Breslauer Goldschmied und Medailleur
Ebenda. S. 496. Zwei Breslauer Medaillen Kaiser Ferdinands II.

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Neue Folge.
(Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunst-
gewerbe und Altertümer)

- Band 1 S. 144. Geschichte der Münzsammlung des Museums
- Band 2 S. 50. Der Silberfund von Rudelsdorf
Ebenda. S. 55. Schlesiens ältestes Münzdenkmal
- Band 3 S. 59. Brakteatenfund von Liegnitz
- Band 4 S. 54. Schlesische Münzfunde, 1.—3. Brakteatenfunde von Grambschütz,
Kostau und Kreuzburg; 4. Pfennigfund von Breslau
- Band 5 S. 53. Die schlesischen Münzfunde
Ebenda. S. 64. Der Fund von Jerschendorf
- Band 6 S. 84. Neue Beiträge zur schlesischen Münzkunde
- Band 7 S. 129. Die ersten habsburgischen Münzen für Schlesien
- Band 8 S. 37. Neue Beiträge zur schlesischen Münzkunde
- Band 9 S. 95. Ein Andenken an Thomas Rehdiger

Mitschlesien

- Band 1 S. 27. Schlesische Münzfunde — Brakteatenfund von Salesche —
Funde von Niesdrowitz — Zobten — Jäntschdorf
- Band 1 S. 258. Eine Weihemünze des Breslauer Bistums
- Band 2 S. 48. Neue schlesische Münzfunde — 1, 3, 4. Die Funde von
Hennigsdorf Kr. Trebnitz — Neusalz Kr. Freystadt — Ober-Leifersdorf
Kr. Goldberg — 2. Der Groschenfund von Burau Kr. Sagan

Mitschlesische Blätter

- 1926 Nr. 7 S. 54. Schlesische Münzfunde

Zeitschrift des Vereins für Geschichte
und Altertum Schlesiens

- Band 22 S. 74. Einführung in die schlesische Münzgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Mittelalters
 Band 23 S. 29. Das Auffliegen des Pulverturms zu Breslau am 21. Juni 1749
 Band 24 S. 88. Der Breslauer Pönsfall und die Münzordnung König Ferdinands
 Band 27 S. 117. Die Beziehungen Schlesiens zur fruchtbringenden Gesellschaft
 Band 28 S. 447. Zur Münzgeschichte von Ratibor
 Band 36 S. 91. Zur älteren Geschichte der Münzstätte Breslau
 Band 37 S. 321. Eine numismatisch-historische Fabel
 Band 40 S. 5. Die schlesischen Getreidepreise
 Band 51 S. 378. Misiko

Schlesische Geschichtsblätter

- 1909 S. 43. Wichtige Münzfunde
 1917 S. 37. Das Testament des Liegnitzer Goldschmieds Markus Täubner
 1919 S. 16. Die älteste schlesische Münze
 1920 S. 14. Die Warmbrunner Münzsammlung
 1921 S. 3. Schlesisches Notgeld
 Ebenda S. 5. Ein neuer schlesischer Medailenkünstler (Nikolaus Schlorck)

Schlesien. Illustrierte Zeitschrift für die Pflege
der heimatlichen Kultur

- Jahrgang 1908/9 (2) S. 277. Schlesische Münzensammler in alter und neuer Zeit
 Jahrgang 1910/11 (4) S. 552. Die Medaillen der Universität Breslau

Schlesische Landeskunde, herausgegeben von Frech
und Rampers, 1913

- Band 2 S. 97. Münzwesen (Schlesiens)

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft
für Volkskunde

- Band XIII/XIV (1911) S. 264. Der Einfluß des Volkstümlichen auf das Gepräge der Münze

Silesiaca, Festschrift zum 70. Geburtstage
Colmar Grünhagens 1898

- S. 23. Schlesische Geschichtsmünzen

Schlesische Heimat

- Jahrgang 1921 S. 49. Unser Gebirge in Münzen und Medaillen
 S. 302. Geld- und Münzwesen im alten Oberschlesien
 S. 668. Münznamen

Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins
zu Liegnitz

Band 5 S. 82. Die Liegnitzer Münzen

Band 6 S. 150. Die Medaillenkunst der Freiheitskriege

Historische Monatsblätter für die Provinz Posen
Jahrgang 3 Nr. 11. Der Münzfund von Posen
Jahrgang 4 Nr. 4. Die polnischen Münzen Heinrichs III. und IV. von Glogau

Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die
Provinz Posen

Jahrgang 27 S. 211 fg. Die plastischen Brakteaten als Quelle der Kunst- und Kulturgeschichte Polens im 12. Jahrhundert

Oberschlesien (Zeitschrift)

6. Jahrgang Heft 11 (Februar 1908). Oberschlesiens Anteil an der Münzgeschichte Schlesiens
8. Jahrgang Heft 1 (April 1909). Ein wichtiger Münzfund (Jerschendorf Nr. Neumarkt)
9. Jahrgang Heft 10 (Januar 1911). Der Jägerndorfer Groschen von 1475
17. Jahrgang Heft 2 (Mai 1918). Schlesiens älteste Münzen als Geschichtsdenkmäler
18. Jahrgang Heft 9 (Dezember 1919). Der Münzfund von Salesche

Schlesische Monatshefte

1. Jahrgang Nr. 2 (1924). Friedrich der Große in seinen schlesischen Medaillen

Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur 1921
S. 75. Oberschlesiens Geld- und Münzwesen

Kultur und Leben

2. Jahrgang Heft 5 (1925). Adelswappen auf schlesischen Münzen

Zeitschrift für Numismatik (Berlin)

- Band 9 S. 70. Tobias Wolff, der Breslauer Goldschmied
S. 75. Das Schlesiens Münzkabinet der Stadt Breslau
S. 302, Band 10 S. 20, 123. Schlesiens Münzen im Mittelalter
- Band 10 S. 252. Die Heller der Stadt Reife
- Band 11 S. 110. Die ersten Münzen der Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp
- Band 12 S. 391. Zwei merkwürdige Moritzpfennige
S. 395. Der Fund von Dahsau. Ein Beitrag zur Lösung der Tafelfrage

- Band 13 S. 120. Die antiken Münzen der Sammlung der Stadt Breslau
 S. 142. Der Krossener Brakteat
 S. 147. Zur Münzkunde des Mittelalters
 Band 14 S. 45. Die Sarbske-Filehner Brakteaten
 S. 58. Die brakteatenförmigen Heller Schlesiens
 Band 16 S. 345. Die angeblichen Saganer Heller
 Band 17 S. 202. Zwei Denarfunde aus dem 10. bis 11. Jahrhundert (Olobof
 und Frankenstein)
 S. 213, 282. Schlesiſche Münzen König Ferdinands, geprägt vor dem
 Jahre 1546
 Band 18 S. 157. Die ſchleſiſchen Münzen ſeit 1546
 Band 20 S. 52. Ein verkannter ſchleſiſcher Denar
 Band 23 S. 51. Der Fund von Zadorj
 Band 26 S. 329. Der Fund von Lubnice
 Band 28 S. 253. Brakteaten und Denare
 Band 29 S. 81. Eine Medaille auf die Einführung des Chriſtentums in Polen
 Band 32 S. 79. Die Münzen und das Münzwefen der Kurfürſtin Marga-
 retha, Gemahlin Friedrichs II. von Sachſen
 Band 33 S. 118. Aus dem Bilderschatz des Mittelalters

Archiv für Brakteatenkunde

- Band 1 S. 19. Nachahmung und Fortbildung eines böhmischen Brakteaten-
 typus in Schlefien
 S. 44. Adelswappen auf ſchleſiſchen Brakteaten
 S. 71. Ein großer Brakteat Heinrichs I. von Schlefien
 S. 103. Städtewappen auf ſchleſiſchen Brakteaten
 S. 158. Weltliche u. geiſtliche Hoheitszeichen auf ſchleſiſchen Brakteaten
 S. 311. Nochmals die Adelswappen auf ſchleſiſchen Brakteaten
 Band 4 S. 225. Neue Studien zur ſchleſiſchen Brakteatenkunde

Berliner Münzblätter

- Band 1 Nr. 64 Sp. 614. Matthes Rauerhaſe
 Band 2 Nr. 222 fg. Nachträge und Berichtigungen zu „Schleſiens Münzgeſchichte
 im Mittelalter“
 N. F. Band 1 S. 33 fg. Neue Zuteilungen ſchleſiſcher Denare
 S. 236 fg. Erdichtete Medaillen
 S. 371. Ein ſchwediſcher Schmuckbrakteat
 Band 2 S. 88. Das Berliner Kgl. Münzkabinett im neuen Heim

Blätter für Münzfreunde

- Jahrgang 12 Sp. 4627. Thüringer Hohlpfennige
 Jahrgang 13 Sp. 5071. Braunſchweigische Markſtücke — Sp. 5383. Finkenaugen
 Jahrgang 21 Sp. 1142—1168. Die Oppelner Hohlpfennige des XV. Jahrhunderts

N. F. Band 1 S. 485. Zum Funde von Grekleben

S. 553. Der Fund von Salesche

Band 2 S. 97. Zur Magdeburgischen Münzfunde.

S. 155. Der Fund von Lubnice

Band 3 S. 273. Drei merkwürdige Pfennige von Magdeburg

Festschrift der Numismatischen Gesellschaft
zu Berlin 1893

S. 69. Die Mittelaltermünzen der Laufitz

Die Geisteswissenschaften

1. Jahrgang (1913) Heft 6 S. 154. Die neuere Forschung auf dem Gebiet der
mittelalterlichen und neuzeitlichen Münzfunde

Das Echo

5. August 1920. Das deutsche Notgeld der Kriegszeit — 20. Januar 1921. Die
Münzen des Weltverkehrs — 1. Mai 1921. Schöne Münzen — 15. Sep-
tember 1921. Der Taler — 22. Dezember 1921. Nummi singulares —
1. Juni 1922. Rechenpfennige — 1. Dezember 1922. Die Medaille.

Die Woche

23. November 1918. Münzzauber und Zaubermünzen

Deutsche Revue

Juni 1920. Notgeld — Februar 1922. Vom sterbenden Notgeld

Mitteilungen der Numismatischen Gesellschaft in Wien
März/April 1924. Eine zauberische Münze

Mitteilungen der Bayerischen Numismatischen
Gesellschaft

Band 18 S. 23. Die schlesischen Münzen Friedrichs v. d. Pfalz, des Winterkönigs

Die neue Christoterpe

Jahrgang 1921. Geld und Münze in der heiligen Schrift

Evangelisches Kirchenblatt für Schlesien

20. Jahrgang Nr. 27. Das goldene und silberne Ehren-Gedächtnis Dr. Martin
Luthers

22. Jahrgang S. 32. Schlesische Kirchenjubiläen in Münzen

Schlesische Beilage zum Monatsblatt für die Mitglieder
des Evangelischen Bundes

6. Jahrgang Nr. 3. Die evangelische Kirchengeschichte Schlesiens in Münzen

Abgeschlossen im Januar 1928.

Die preußische Verwaltung des schlesischen Scheidemünzwesens im 18. Jahrhundert

Bei der Bearbeitung der münzgeschichtlichen Bände der Acta Borussica waren, um den großen Zusammenhang nicht zu verlieren und die Bände zu sehr anschwellen zu lassen, Einzelvorkommnisse summarisch zu behandeln; besonders war die Darstellung der Geschichte der Provinzialmünzstätten zu beschränken. Diese Beschränkung hatte aber zur Folge, daß besonders das Münz- und Geldwesen der beiden großen Provinzen Preußen und Schlessien nicht mit der Ausführlichkeit behandelt werden konnte, die der Wichtigkeit des Gegenstandes entspricht. Ist inzwischen für Preußen eine Ergänzung in dem Buch Knapkes¹⁾ erschienen, kann für Schlessien viel auf das Werk Friedensburgs²⁾ verwiesen werden, so bleibt doch noch manche Frage zu beantworten.

Nicht nur in den genannten, sondern in den meisten geldgeschichtlichen Werken scheint mir viel zu wenig Gewicht auf das Scheidemünzwesen gelegt zu sein; die Wichtigkeit der Gold- und großen Silbermünzen für die Währung, für Handel und Verkehr sowie ihr großer realer Wert haben sie zum Hauptgegenstand des Geldhistorikers gemacht. Die nur für kleine Leute, den Wochenmarkt nötigen, meist unansehnlichen und wenig Wert besitzenden Scheidemünzen sind von den Wirtschaftshistorikern meist mit ein paar Zeilen nebenher abgemacht worden, während die Numismatiker auch sie oft mit Liebe ausführlich behandelt haben.

Das wahre Wesen der Scheidemünze ist erst im 19. Jahrhundert erkannt worden, wobei wie so oft die Erkenntnis aus der Erfahrung gewonnen wurde, in Deutschland aus dem Scheidemünzungenlück am Anfang des Jahrhunderts. Aber auch heute fehlt noch meist eine Schilderung der Gründe, warum in früheren Zeiten darin so viel geirrt und damit geschadet wurde. Man darf nicht alles der Habsucht und Bosheit der Fürsten zuschieben, wenn auch deren „Finanziererei“ oft nicht geleugnet werden kann; sie kam gewiß vor, aber die Hauptgründe für den Mangel oder Überfluß an Scheidemünze und die daraus entstehenden verderblichen Folgen für Staat und Volk lagen tiefer.

Besonders haben die Studien von Schmoller und Wuttke zur Aufklärung viel beigetragen³⁾. Wuttke hat zuerst klar nachgewiesen, daß die ersten Ursachen für die Zustände der Ripperzeit, des typischsten Beispiels des Scheidemünzungenfugs, in den Fehlern der Reichsmünzordnung von 1559 zu suchen sind, die die Herstellungskosten des Kleingeldes viel zu gering ansetzte, in der Meinung, daß dann eben nicht zu viel davon hergestellt werden könnte. Da nun aber keine Regierung

¹⁾ W. Knapke, Das Geldwesen Ostpreußens im Siebenjährigen Kriege. Königsberg 1922.

²⁾ F. Friedensburg, Schlesiens neuere Münzgeschichte. Breslau 1899.

³⁾ G. Schmoller, Über die Ausbildung einer richtigen Scheidemünzpolitik, in dessen Jahrbuch, 24. Jahrg., Berlin 1900, S. 3 ff. — R. Wuttke, Zur Ripper- und Wipperzeit in Kurpfalz. Neues Archiv f. sächs. Gesch. XV, S. 119—150.

davon Verlust haben wollte, so münzten die gewissenhaften Regierungen gar keine. Die Untertanen konnten aber ohne Scheidemünzen nicht auskommen, so daß diese Lande sich mit den schlechten Münzprodukten der weniger gewissenhaften Regierungen anfüllten.

Dazu kam noch der durch die anhaltenden Kriege veranlaßte große Bedarf der Truppen an Kleingeld, der immer sofort ohne Rücksicht auf die Folgen befriedigt werden mußte. Diese ganze Nachfrage nach Scheidemünzen sowohl der Staaten, die keine solche prägten als auch der Regimenter machten sich jene meist kleineren Staaten zu Nutz und stellten um des Gewinnes willen Kleingeld nach immer schlechter werdenden Füße her, dem zuletzt auch die größeren Fürsten folgten.

Nur langsam wurde man durch Schaden klug, und noch lange haben sich solche Vorgänge wiederholt. Aber stets war es eine sehr schwere Aufgabe auch für die sorgsamste Regierung, das wahre Bedürfnis des Landes an Scheidemünzen zu erfassen. Man kann nämlich nicht einfach sagen: auf den Kopf der Bevölkerung kommen so und so viel Scheidemünzen, etwa für einen Taler. Das genügt wohl für Ackerbauprovinzen, nicht aber für industrielle, in denen fast der ganze Verkehr auf die reine Geldwirtschaft zugeschnitten ist. Sachsen und das schlesische Gebirge haben immer viel mehr Scheidemünze gebraucht als Brandenburg und Pommern. Aber auch die Nachfrage als Maßstab für die Ausgabe von Scheidemünze darf nur mit Vorsicht benutzt werden, denn es kann in einer Gegend plötzlich starker Mangel an ihr durch periodische Marktbedürfnisse oder durch Ansammlung in öffentlichen Kassen oder durch Spekulation hervorgerufen sein, den durch Neuprägung zu ergänzen in kurzer Zeit Überfluß erzeugen und den Kredit der Scheidemünze gefährden hieße. Durch fortdauernde Beobachtung der monetären Zustände in den einzelnen Gegenden und indem sie die Nachfrage immer etwas über dem Angebot der Scheidemünze hielt, ist die preussische Regierung im 19. Jahrhundert zu einer vorbildlichen Scheidemünzpolitik gelangt.

Im 18. Jahrhundert war dieselbe Regierung noch nicht so weit, und wir wollen nun zusehen, wie sie sich damals in diesem Verwaltungszweig in Schlesien verhielt.

Nach Friedensburg spielten die alten schlesischen Weißgroßchen nur noch als antiquierte Rechnungsmünze eine Rolle. Das herrschende Scheidemünzsystem war: 1 Silbergroschen (Böhm, Dreikreuzer) = 3 Kreuzer = 4 Gröschel = 12 Denare, so daß der Kreuzer = $1\frac{1}{3}$ Gröschel = $\frac{2}{3}$ Doppelgröschel war. Geprägt wurden Silbergroschen, Kreuzer, Doppelgröschel und einfache Gröschel, so daß das Gröschel die kleinste schlesische Münze war¹⁾. Der Kaiser hatte seit 1668 in gewaltigen Massen Kreuzer und Gröschel sowie Halbkreuzer ($\frac{2}{3}$ -Gröschel) schlagen lassen. Daß dies nicht aus Gewinnsucht geschehen war, erhellt daraus, daß er die

¹⁾ Die wenigen in den vierziger Jahren geprägten Postura- und Kupferdenare spielten gar keine Rolle. Die 1750, 51, 52 und 1763 in Breslau geprägten Gutengroschen und Sechspennigstücke waren für die mittleren Provinzen bestimmt.

Herzöge von Liegnitz-Brieg zu gleichem anhielt: er brauchte diese Münzen eben für die Truppenbesoldung im Türkenkriege¹⁾.

Zwar eiferte 1702 eine Wiener Konferenz besonders gegen die Weiterprägung der geringhaltigen Scheidemünze, die sich natürlich auch im Lande ausbreitete, worauf der Kaiser sie 1705 einstellen ließ, indessen geschah dies nur auf kurze Zeit.

Beobachten wir nun folgendes. Die Regierung hatte immer Geld nötig und zwar um so mehr, je tätiger, je energischer sie war, je höher ihre Verwaltungstätigkeit stieg, je mehr Kriege sie führte. Zugleich waren die bedeutendsten Staatsmänner in dieser Periode des Merkantilismus davon überzeugt, daß eine gute Münzverwaltung ebenso ihren Gewinn bringen müsse wie etwa die Leinen- oder Stahlfabrikation. Die große Münze aber wollte man an Gehalt nicht verringern, weil dies der Ehre des Fürsten Abbruch tun mußte; man glaubte aber deren Herstellungskosten durch den Schlagschatz des Kleingeldes, auf dessen Gehalt wenig ankam, decken und außerdem noch einen Reingewinn erzielen zu können. In der Tat kam es auf den Silbergehalt der Scheidemünzen — kupferne schlug man kaum — wenig an, aber nur unter der Bedingung, daß sie mit Maß hergestellt wurden. Geschah das aber, dann gewann man keinen Schlagschatz. Entweder also: man prägte mit Maß Scheidemünze und gewann nichts — oder man prägte zu viel, gewann dadurch, schädigte damit aber Wirtschaft und Staat. Dies letztere Verfahren war der Hauptfehler der Münzpolitik Preußens von 1774 bis 1806: Friedrich der Große ist immer der Überzeugung gewesen, daß eine kluge und ehrliche Münzverwaltung die Staatseinkünfte vermehren könne und müsse.

Gleich die ersten Meinungsäußerungen Friedrichs zeigen diese Auffassung. In dem ersten Bericht des schlesischen Präsidenten von Münchow über den Beginn der Breslauer Münzung vom 9. Juli 1742 war von Scheidemünze nichts erwähnt. Friedrich schrieb aber darunter: „Guh! vielle Scheide Münze Ich“. Und ein halbes Jahr später (29. Dezember 1742) teilte ihm der König mit, es liege ihm nichts daran, wenn im ersten Jahre gar kein Schlagschatz fiele; nur daß durch den Profit der Scheidemünze die Münzkosten der größeren Sorten herauskämen. Aber nur für das erste Jahr mit seinen kostbaren Bauten und Maschinenbeschaffungen wollte Friedrich so bescheiden sein. Später verlangte er immer wieder, daß in Breslau Scheidemünze für 100 000 Taler so gemünzt würde, daß ebenso viel Schlagschatz wie in Berlin bei der Sechspfennigprägung sich ergebe. Daraufhin fand in Breslau eine Prägung von jährlich 100 000 Taler in Doppelgröscheln 1747 bis 1750 statt²⁾. Der König wurde in seiner Auffassung dadurch bestärkt, daß in manchen Gegenden seines Landes sehr oft über Mangel an Scheidemünze geklagt und daß der Überfluß daran in anderen Gegenden ihm aus Liebedienerei

¹⁾ Friedensburg, a. a. O., S. 58.

²⁾ Acta Bor. Münzgesch. II, S. 260. Die im folgenden vorkommenden Münzen sind abgebildet bei Friedenbürg und Seger, Schlesiens Münzen und Med. d. neueren Zeit. Breslau 1901, Tafel 6 und 7, abgebildet und beschrieben in Acta Bor., Beschreibung II, Berlin 1904.

verschwiegen wurde. Die meisten Klagen über Mangel an Kleingeld ertönten aus Schlesien. Hier waren die großen Leinenindustriellen, namentlich um Hirschberg und in Glas, die großen Tuchmachergilden in Breslau, Grünberg, Goldberg, Löwenberg und kleine Zünfte in den kleinsten Nestern mit ihrem gewaltigen Troß von Spinnern, Webern, Walkern, Färbern und Appreteuren, endlich die starken Garnisonen, die alle wöchentlich oder dreimal monatlich oder in der Hausindustrie des Gebirges nach Stücklohn befriedigt werden mußten und zwar nicht in Goldmünzen oder Talern. Immer und immer wieder klagen die Kaufleute in Glas und im schlesischen Gebirge darüber, daß nur Gold zu haben sei, die Spinner und Weber aber mit Louisdor und anderen Goldmünzen nichts anfangen, sie selbst diese nur unter starkem Verlust in Kreuzer und Gröschel umwechseln könnten.

In ihrer Verlegenheit griffen sie nach fremden Scheidemünzen, über deren Geringhaltigkeit die Empfänger sich dann wieder beschwerten. Schon in österreichischer Zeit war der schlesische Bedarf daran weit und breit bekannt; die Münzstätten der anderen Erblande und Polens setzten dort viel davon ab, so daß einmal der Kaiser seinen anderen Ländern verbot, ihr Kleingeld nach Schlesien einzuführen¹⁾.

Im Jahre 1743 liefen als Bezahlung für Getreide, Garn und Leinwand viele Bagen und Halbbagen ein, doch wollte man damals diese Münzen des Handels wegen nicht verbieten, sondern ließ nur die öffentlichen Kassen sie ablehnen²⁾, in der Erwartung, daß sie dadurch unbeliebt werden und wieder aus dem Lande geschafft würden. Weil sich das aber nicht erfüllte, mußten jene Sorten doch verboten werden³⁾. Um 1750 wurden dann „wegen großen Mangels an Scheidemünze im Gebirge“ viele verrufene süddeutsche und schweizerische Dreikreuzer von Kaufleuten in Schmiedeberg, Schweidnitz und anderen eingeführt und diese deshalb mit 1600 Talern gebüßt, welche Strafe jedoch später erlassen wurde⁴⁾.

Der Umlauf fremder Scheidemünze bedeutete immer eine Beeinträchtigung des eigenen Münzgewinns, denn je mehr davon umliefen, um so weniger konnte man selbst absetzen, um so mehr drohte die notwendige Begrenzung des Scheidemünzschlages durch deren durch Überfluß entstehendes Disagio oder, wie man sich damals ausdrückte, durch das Steigen der großen zuverlässigen Nominales, heute: Inflation genannt.

Wahrscheinlich kamen jene fremden Bagenmünzen und Kreuzer zum größten Teile aus den Münzstätten zu Schwabach und Bayreuth sowie aus der Schweiz. Dabei fiel auf, daß, trotzdem die Regimenter mit ediktmäßigem Gelde bezahlt wurden, die Soldaten sich über die „Bayreuther Kreuzer“ beklagten. Nähere

¹⁾ Bericht des Kriegsrats Biebig, s. unten S. 85.

²⁾ Bericht der Breslauer Kammer v. 16. Januar 1744. Staatsarchiv Breslau, MR IV, 33 a, I. Daher auch das Folgende.

³⁾ Edikte vom 20. September 1746 und 10. Dez. 1748.

⁴⁾ Staatsarchiv Breslau MR IV, 37 b.

Untersuchung ergab, daß die Feldweibel das gute Geld vor dem Löhnungsappell in jene fremden Münzen umgewechselt hatten — natürlich nicht zum eigenen Nachteil, was denn verboten wurde¹⁾).

Diese „Bayreuther“ Scheidemünzen drangen aber immer wieder ins Land²⁾. Die Münzagenten hatten eben einen zu großen Gewinn dabei, sie gegen gute silberreichere Sorten mit scheinbarem Gewinn für deren Besitzer auszuwechseln. Verboten wollte die Regierung sie nicht, weil sie im Handel mit Sachsen, das immer viel zu wenig Scheidemünze schlug, nicht zu entbehren waren. Der Breslauer Münzdirektor Kröncke riet daher, die Dreikreuzer von 4 auf 3, die Kreuzer von $1\frac{1}{2}$ auf 1 Gröschel zu setzen, dann könnten sie ohne Verlust umgemünzt werden. Es war auch vorgeschlagen worden, sie um die Hälfte zu devalvieren; das war aber deshalb gefährlich, weil dann Österreich sie aufkaufen, ausführen und einschmelzen konnte, was beim Vorschlage Krönckes nicht möglich war: der Transport fraß dann den Gewinn weg. Da man aber keine Veranlassung hatte, Österreich mit billigem Münzenmaterial zu versorgen, wurde Krönckes Vorschlag am 14. März 1754 genehmigt; er hatte Erfolg.

Der Wunsch des Königs nach hohem Münzgewinn rückte aber doch die Gefahr einer Übermünzung nahe, und es erhoben sich auch Stimmen gegen diese, wie denn der wackere Breslauer Kriegsrat Viebig am 21. Mai 1749 davor warnte: der Mangel an Scheidemünze, der in einer Kabinettsorder vom 21. Dezember 1748 hervorgehoben war, sei nur dadurch entstanden, daß die bisher stark umlaufende fremde verboten sei und diese durch eigene ersetzt werden mußte; es werde jetzt im Gegenteil schon über Überfluß geklagt.

Das traf aber im allgemeinen sicher nicht zu. Im Frühjahr 1751 herrschte unzweifelhaft nicht nur stellenweise, sondern überall in Schlessien großer Mangel an Scheidemünze: „unendliche Klagen“ der Gebirgskaufleute liefen ein, die die Spinner und Weber nicht bezahlen konnten; in Glas war es ebenso, und alle Regimenter litten darunter. Das kam mit daher, daß, wie es auch Viebig angedeutet hatte, nach der Graumannschen Reform von 1750 die alten Scheidemünzen eingeschmolzen, die neuen einmal in noch nicht genügender Menge umliefen, sodann aber wegen ihrer übeln Form wenig Zutrauen genossen. Sie waren nämlich, auf Walzprägewerken hergestellt, nicht kreisrund und eben, sondern „ganz krumm und schief“ und hatten zum Teil „kleine Spizen“, Zipfel, wie man meist sagte³⁾. Jeder Sammler schlesischer Provinzialmünzen kennt sie.

Noch Jahre dauerte es, bis genug Scheidemünze hergestellt war. Erst am 9. Februar 1754 konnte der Breslauer Münzdirektor Kröncke melden, daß nun wöchentlich 2000 Taler in Kreuzern, 1500 in Gröscheln gemünzt wurden. Bis

¹⁾ Zirkular an alle Regimenter in Schlessien v. 23. Januar 1752.

²⁾ Aus meiner brandenburg-fränkischen Münzgeschichte wird die ungeheure Kleingeldproduktion der Münzstätten zu Bayreuth und Schwabach im 18. Jahrhundert ersehen werden.

³⁾ Bericht des Gen.-Majors von Fouqué vom 1. Jan., des Ministers von Münchow vom 3. Jan., des Kriegsrats v. Pfüel, Glas, 14. Jan. 1751.

dahin hatten die verbotenen Dreikreuzer, Kreuzer und andere fremde Scheidemünzen geduldet werden müssen. Dieser befriedigende Zustand des Scheidemünzwesens dauerte bis in den Siebenjährigen Krieg hinein.

Dann aber drohte der Mangel an kleinsten Sorten eine Katastrophe herbeizuführen. In Zeiten gewaltiger Münzverschlechterungen werden die kleinsten Sorten von dieser meist verschont, denn die Unternehmer geben sich mit ihnen nicht ab, weil sie wegen ihrer großen Unkosten durch Prägung und Kupferzusatz keinen Schlagshaß abwerfen. In der Kipperzeit konnten die Unternehmer nur mit Gewalt zur Prägung von Groschen und kleineren Sorten bewogen werden.

Während des Siebenjährigen Krieges prägten die Jhig und Ephraim Tynpfe, Szostake, Dritteltaler und Sechsteltaler, aber vor 1760 keine Groschen, Kreuzer und Pfennige. Da aber am Anfange des Jahres 1760 die vorhandenen Kleinmünzen zum größten Teile verbraucht waren, so entstand dadurch immer größere Verlegenheit. Seit Frühjahr 1760 liefen die Klagen darüber zu Duzenden ein. Der Großindustrielle in Kammgarnstoffen Niessel in Olaz konnte seine Arbeiter nicht lohnen, um Hirschberg, Löwenberg und Glogau stieg die Not der Weber aufs höchste. Die Breslauer Bäcker konnten nichts verkaufen, weil keine Münze zum Herausgeben da war; endlich gaben die Kaufleute Papierscheine als Notmünzen aus. Der General von Tauenzien, dem der König die Aufsicht über das Münzwesen anvertraut hatte, mußte in erster Linie für den in die Millionen gehenden Schlagshaß sorgen, durfte also die Münzen in der Prägung der „Ephraimiten“ nicht stören. Im Mai sagte er, in zwei Monaten gäbe es neue Scheidemünzen, aber erst im September wurden ein paar tausend Taler von der Breslauer Münze ausgegeben, ein Tropfen auf einen heißen Stein. Im Januar 1761 war es so weit, daß die Glogauer Kammer Mord und Totschlag befürchtete, wenn nicht bald geholfen würde.

Der Provinzialminister von Schlaberndorff wußte die Kammer nur an die Münzunternehmer in Berlin zu verweisen, denn in Breslau würden keine Scheidemünzen mehr gemacht. Endlich versprachen Jhig und Ephraim im April 1761, posttäglich 5000 Taler nach Glogau zu schicken, was aber Schlaberndorff viel zu wenig nannte; er wünschte auch zunächst die Regimenter damit versorgt zu sehen, denn von den Soldaten drohte die größte Gefahr, da sie, wenn die Krämer ihnen die Drittel und Tynpfe nicht wechselten, zu Tätlichkeiten sich berechtigt glaubten, hatten sie doch für ihren Lebensunterhalt nichts als dieses Geld.

Damals aber muß es besser geworden sein und zwar durch eine umfangreiche Prägung von sächsischen einfachen und doppelten Gutengroschen. Als Ende des Jahres 1761 wieder ohne Erfolg an Tauenzien geschrieben war, riet Schlaberndorff, sich, wie es in Breslau geschehe, mit Silbergroschen und Gutengroschen zu behelfen, von denen die dortige Obersteuerkasse einen großen Vorrat habe.

Werfen wir nun aber einen Blick auf die Münzen. Nach Kriegausbruch wurden schlesische Scheidemünzen vor der Hand nicht geschlagen, wohl aber mit

preußischem Gepräge 1760 6-Pfennigstücke, mit kurländisch-polnischem in Berlin und Magdeburg 1760 und 61 höchst bedeutende Massen von Gutengroschen, 1762 von Doppelgroschen sowie mit der falschen Jahreszahl 1754 Dreikreuzer¹⁾, die einzige Sorte, die in das schlesische System paßte.

Da diese Münzen für die durch den Krieg entstandenen Bedürfnisse geschlagen wurden, der doch eben um unsere Provinz ging, so wird es nicht unangebracht sein, hier eine bisher unbekannte aus der Bäumerschen Kupfermünzsammlung zum Vorschein gekommene Münze bekanntzumachen. (Abb. 2.)



Abb. 1.



Abb. 2.



Sie ist erstens durch den gekrönten Namenszug des polnischen Königs und sächsischen Kurfürsten merkwürdig, denn keine andere preußische Nachahmung trägt ihn. Wie der Münzbuchstabe F zeigt, ist sie in Magdeburg und zwar 1760 entstanden. Sie scheint aus reinem Kupfer zu bestehen, wird aber nach ihrer Prägung wohl einen leichten Silberüberzug gehabt haben. Denn daß das Stück eine Probemünze wäre, dagegen spricht sein Aussehen; es ist offenbar als Geld umgelaufen. Auch hatte der König für Probemünzen wenig übrig. Als der Generalmünzdirektor Grauman ihm einmal eine vorlegte, wünschte Friedrich mit solchen Lumpereien verschont zu sein; Graumann möchte lieber für regeren Münzbetrieb sorgen.

Ich halte das Stück für einen der ersten, vielleicht für den ersten der in Magdeburg entstandenen Gutengroschen mit sächsischem Gepräge, den die Unternehmer haben herstellen lassen, dessen Typus aber sehr bald mit einem anderen, dem Schilde statt der Initialen, vertauscht wurde.

Vielleicht gibt ein Blick auf unsere Abbildungen uns einen Fingerzeig für den schnellen Wechsel des Gepräges. Die erste Abbildung zeigt einen echten kurländischen Groschen von 1753, die zweite unseren nach diesem Vorbilde geschlagenen Groschen. Ist die Nachbildung der Rehrseite ziemlich genau, so erscheint auf der Hauptseite die Krone viel zu klein, der Namenszug ganz anders wie auf dem Vorbilde. Auf den wenigen Groschen sowohl Friedrich August I. als auch des II., die die Initialen zeigen, lauten diese immer A R, das heißt Augustus Rex, weil die polnischen Könige offiziell nur einen Namen führten, wie denn Sigismund August der erste, Stanislaus August der vierte August war. Darum mußte unser Stück mit seinen Initialen AFR = Augustus Fridericus Rex jedem Münzkennner als ein Monstrum erscheinen.

¹⁾ Acta Bor., Münzbeschreibung, Nr. 1711, 1803—1815, 1830.

Bestimmteres ist über unser Stück nicht zu sagen, denn leider sind ja die Magdeburger Münzaktien verschwunden. Aber aus anderen Akten geht doch so viel hervor, daß die Münzstätte zu Magdeburg die bedeutendste preußische während des Siebenjährigen Krieges war. Während die anderen alle zeitweise feierten, schon weil sie vom Feinde besetzt waren, hat die Magdeburger (in kleinem Maßstab vielleicht auch die Müricher) anhaltend, zeitweise riesige Mengen gemünzt¹⁾. In Magdeburg hielt sich der Hof der Königin auf, hier befand sich der Kriegszahlmeister Geheimrat Köppen, der die ganzen Verhandlungen mit den Münzunternehmern führte, die ebenfalls in Magdeburg saßen. Schon darum wurde die Stadt zum Hauptmünzort des Staates.

Besonders bedeutend wurde die Prägung im Jahre 1760, als für die preußische Scheidemünze ein 40-Talerfuß eingeführt wurde, während der Fuß der mit fremden Gepräge hergestellten ein 43-Talerfuß war²⁾. Noch viel schlechter scheint unser Stück zu sein; daß die Unternehmer mit dem Münzfuße dieses Kleingeldes, gegen dessen Prägung sie sich immer gesträubt hatten, alles andere als gewissenhaft waren, zeigen die Probierungen. So fand man, daß die guten Groschen mit sächsischem Gepräge und der Jahreszahl 1761 nicht gesetzmäßig 0,392, sondern nur 0,331 oder gar 0,206 g Silber hielten³⁾.

Zwar waren 1760 bis 1763 auch kupferne Dreipfennigstücke geprägt worden⁴⁾, aber diese Münzen waren schon vor dem Kriege schwer abzusetzen gewesen, und als sie während des Krieges immer leichter geprägt wurden, wollte niemand sie mehr nehmen⁵⁾; abgesehen davon, daß sie in das schlesische Münzsystem nicht paßten. Wir sahen, daß auch die Gutengroschen nur in der größten Not genommen wurden, und nicht nur sie, sondern auch die brandenburgischen Sechspfennigstücke, unter ihnen sogar die ein halbes Jahrhundert alten berüchtigten „Roten Sechser“⁶⁾, worunter zweifellos auch viele „Seufzer“⁷⁾ und falsche aus der Nachbarschaft mit einströmten. Der König ließ am 17. November 1764 allen schlesischen Rassen befehlen, sich ihrer zu entledigen, und schlug vor, die vorhandenen mit einem Gegenstempel zu versehen, damit neue nicht weiter eingeführt werden könnten; doch fürchteten die Minister, daß diese Stempel zu leicht nachgemacht werden könnten, worauf die Gegenstempelung unterblieb.

Dieses Eindringen der brandenburgischen Kleingeldwährung war durch die Ereignisse des Krieges vorbereitet worden. Seitdem wurden diese Münzen zwar öfter verboten, aber die provinziellen Eigentümlichkeiten im Münzwesen ließen

¹⁾ Acta Bor. III, S. 27.

²⁾ Acta Bor. III, S. 318, 322. Der 43-Talerfuß wurde nach dieser Stelle zwar erst 1761 verordnet, es erleidet aber wohl keinen Zweifel, daß die Münzen mit fremdem Gepräge schon 1760 geringhaltiger als die preußischen ausgebracht worden sind.

³⁾ Ebenda, S. 511.

⁴⁾ Acta Bor., Münzbeschreibung, Nr. 1746—1751.

⁵⁾ Acta Bor. IV, S. 112.

⁶⁾ Acta Bor. I, S. 104 ff.

⁷⁾ Zeitschr. f. Numismatik, 23. Bd., Berlin 1901, S. 1—50.

sich nicht mehr aufrechterhalten, weder in Ostpreußen, wo nach dem Kriege die Tympsprägung aufhörte, noch in Schlesien, wo die brandenburgischen Scheidemünzen nicht mehr ferngehalten werden konnten. Die Breslauer Kammer verbot zwar die 6- und 4-Pfennigstücke auch für den Verkehr, die Münze nahm die Roten Sechser und die im Kriege geprägten zu zwei, die 1713 bis 1756 entstandenen besseren zu 4 Pfennig¹⁾. Das half aber nichts: 1778 bezahlten schon die Waldenburger Kaufleute ihre böhmischen Weber ganz mit Sechspfennigstücken, worüber diese sich beschwerten. Dann haben im bayrischen Erbfolgekriege die Truppen die Gutengroschen und Sechser in gewaltigen Mengen in Schlesien ausgegeben; 1786 behauptete der schlesische Provinzialminister, es liefen für 2 Millionen Taler an Sechspfennigstücken um²⁾.

Die Abneigung der Schlesier gegen die brandenburgischen Münzen sowie die Brauchbarkeit der Silbergroschen (3-Kreuzer) in Böhmen, Mähren, dem Reich und Polen haben dann zu jener gewaltigen Prägung auch dieser Münzart bis 1806 geführt, die dann so viel Elend über Preußen bringen sollte, was zu schildern aber Aufgabe der preußischen, nicht der schlesischen Münzgeschichte ist³⁾.

Dagegen ist noch ein Wort über das Kupfergeld zu sagen. In Schlesien sind Kupfermünzen zuerst in der Ripperzeit geschlagen worden, dann die schon erwähnten preußischen Denare von 1746 und 1747; in dem österreichischen Schlesien seit 1759 in größerer Menge Kupfergröschel. Die Abneigung gegen Kupfermünzen verschwand in den östlichen Provinzen Preußens, als nach dem Siebenjährigen Kriege die zweckmäßigen polnischen Kupfermünzen sich ausbreiteten. In riesigen Mengen waren die kleinen Schillinge von Kupfer, die „Boratinti“, um 1650 unter Johann Kasimir, hundert Jahre darauf Groschen zu 3 Schillingen und Schillinge in Leipzig und Grünthal geprägt worden. Sie drangen Ende der siebziger Jahre in Schlesien ein, worauf die Zollstellen beauftragt wurden, das zu verhindern; die in die Klingelbeutel geworfenen sowie andre wurden der Münze zum Einschmelzen gegeben, die bei Juden gefundenen konfisziert⁴⁾.

Durch die Juden wurden dann auch die eben erwähnten neueren größeren polnischen Kupfermünzen Stanislaus Augusts, Dreigröschel, Groschen, Halbgroschen und Schillinge nach Schlesien gebracht. Da hier das Billongröschel als kleinste Heimatmünze manch einem ein noch zu hoher Wert für Almosen erschien, so kamen diesem Zweck die neuen kupfernen Schillinge Polens aufs beste entgegen, die $\frac{1}{6}$ -Kreuzer galten, während 1 Gröschel = $\frac{3}{4}$ Kreuzer war. Mit ihnen wurden nun die Bettler und die reisenden Handwerksburschen abgefertigt. In den Jahren 1770, 1775 und 1777 schlugen jüdische Händler vor, solche Kupferschillinge selbst zu prägen, von denen der Steinauer Tabacksfabrikant Borchard

¹⁾ Staatsarchiv Breslau PA, 81 c.

²⁾ Acta Bor. IV, S. 10 f.

³⁾ Acta Bor. IV, S. 1 ff., 70 ff.

⁴⁾ Verfügung Hoyms vom 26. Februar 1780.

Löser darauf hinwies, daß in manchen Städtchen jährlich für 80 bis 100 Pfund polnischer Kupfermünzen durch die Kirchenbehörden an Kupferschmiede und -hämmer, das Pfund zu 7 bis 8 Silbergroschen, verkauft würden¹⁾. Soyın wies ihn ab.

Neun Jahre später kamen die beiden Breslauer Schutzjuden Jakob Moses und Beitel Abraham mit einem ähnlichen Vorschlage. Durch solche Kupferprägung würde das bisher für die Scheidemünzen verwandte Silber erspart und den Webern im Gebirge aus ihrer Münzknappheit geholfen werden. Ebenso wie schon Löser wollten auch sie bei dieser Operation gewinnen: sie erboten sich, 300 Zentner dieser Kupfermünzen in Polen zu verschleifen²⁾.

Aus dem Gutachten des Generalmünzdirektors Geng über diesen Plan, auf das hin die Juden am 15. November 1786 abgewiesen wurden, erfahren wir, warum die Regierung sich noch immer gegen die Prägung von Kupfermünzen sträubte. Geng widersprach allen Argumenten, die bisher dafür angeführt waren, aber seine Gründe konnten auf die Dauer nicht überzeugen. Er sagte, es fehle in Schlesien gar nicht an silberner Scheidemünze, davon könnten noch kleinere Sorten verfertigt werden. Das war aber eine ganz verfehlte Behauptung, denn die Gröschel sind so leicht und klein (Gew. etwa 0,6 g, Dm. 15 mm), daß die harten Hände des Arbeiters nur mit Mühe eine solche Münze aufnehmen und halten konnten, deren Verlust gar zu leicht war, und Grotes Erzählung von dem diese Sorten mit seiner Zunge vom Tische aufleckenden und sie dann in seinen Beutel spuckenden Polen gar nicht unwahrscheinlich ist. Aber, so fährt Geng fort, kleinere Sorten als Gröschel seien auch unnötig, denn habe jemand einen Denar zu zahlen, so gebe er einen Kreuzer und erhalte ein Gröschel zurück (1 Kreuzer = 4, 1 Gröschel = 3 Denar s. S. 82), eine das Wesen der Scheidemünze gänzlich verkennende Ansicht, deren Befolgung die nötigsten Lebensmittel verteuern mußte. Endlich führt er den „unüberwindlichen Abscheu“ der Bevölkerung gegen Kupfergeld ins Treffen. Dieser Abscheu konnte aber sehr wohl dadurch überwunden werden, daß man der Bevölkerung statt der unhandlichen winzigen Billongröschel solide Kupfersorten gab.

Aber all diese Gegengründe sagen nicht, warum Geng in der Tat keine Kupfermünze prägen wollte. Er wollte es nicht, weil sie dem „Debit der silbernen Scheidemünze in Polen unglaublich schaden“ würde. Es war die Rücksicht auf den großen Schlagschlag jener riesigen Gutengroschen- und Dreikreuzerprägung, die wir schon erwähnten.

Aber Geng vermochte die Kupferprägung nicht mehr zu verhindern. Denn auch die maßgebenden Männer in Schlesien, der Minister Graf von Soyın und der Münzdirektor Lessing, traten zwei Jahre später mit Gründen für sie ein, die

¹⁾ Projekt vom 24. September 1777. Dieses und die anderen Projekte von Juden von Friedensburg a. a. O., S. 113 erwähnt.

²⁾ Immediateneingabe, Berlin, 14. November 1786.

denen Gengens diametral entgegengesetzt waren, besonders, daß Kupfergeld dem Publikum lieber sei als die dünnen kleinen Billons¹⁾, worauf bis 1806 Kupferhalbkreuzer in genügender Menge geprägt wurden. Im übrigen ist die nun überall in Preußen einsetzende Kupferprägung eine uns hier nicht mehr beschäftigende Angelegenheit des gesamten Staates.

Blicken wir zum Schluß zurück, so können wir sagen, daß im 18. Jahrhundert von Preußen für Schlesien bis 1780 keinesfalls zu viel, sondern im Gegenteil zu wenig Scheidemünze geschlagen ist, daß die vorhandene aber in den Industriebezirken vielleicht geschickter (durch später sogenannte Distributionskassen) hätte verwaltet werden können.

Friedrich Freiherr von Schrötter

Eine Medaille auf Quirin Schläher

„Nicht bei Friedensburg-Seger“ — der Fall ist so selten, daß schon aus diesem Grunde die Veröffentlichung der vorliegenden Schaumünze auf den Breslauer Bürger Quirin Schläher (Tafel VII) sich lohnen würde. Wenn wir zudem in der Lage sind, die Personalien des Dargestellten anzugeben und auch den Meister, der das prächtige Stück geschaffen hat, mit Namen zu nennen, so wird es sich rechtfertigen, diesen Nachtrag zu „Schlesiens Münzen und Medaillen“ als ein kleines Weizenkorn der reichen Ernte zuzulegen, die unsere Wissenschaft dem verehrten Manne verdankt, dem diese Blätter gewidmet sind.

E : QVIRINI SCHLAHER · A°. AETA · 44 — A°. D° 1544 · Brustbild v. r. S., kurzbärtig, barhaupt. Brustabschnitt abgekantet; Punktrand.

REDEMP : ME : VI : ET IN NOVIS : DE TERR : SVR : SVM — Helmter gespaltener Schild: Arm mit Krummschwert zum Schlage ausholend; Helmzier: zwei Arme mit Krummschwert. Laubrand. — München. Silber vergoldet. Gedrehte Einfassung mit dreifacher Kette. 34 mm. — Das E im Anfang der Umschrift der Vs. ist als effigies zu ergänzen. Das Wappenbild ist ein redendes.

Das Stück befand sich früher im Bayerischen Nationalmuseum und gelangte 1913 durch Tausch in die Münchner Münzsammlung. So viel ich sehe, ist es Unikum und literarisch unbekannt.

Der Dargestellte ist der Medaillen-Umschrift zufolge geboren 1500. Da der Name Schläher in Schlesien vorkommt — wir kennen einen Breslauer Eleazar Schläher von der Medaille Friedensburg-Seger Nr. 4001 —, so lag es nahe, auch Quirin dort zu suchen. Eine Anfrage bei Herrn Schulrat Siegel in Breslau hatte guten Erfolg. Quirinus Schläher gehörte eng zu dem Kreise des Crato und Moiban, in dessen von Herrn Siegel soeben bearbeitetem Briefwechsel (siehe Schlesische Geschichtsbl. 1928 S. 1 und in dieser Festschrift S. 94 ff.) sein Name

¹⁾ Immediatengabe Hoyns vom 28. März 1788.

wiederholt und zwar in den Jahren 1556—1560 vorkommt. Mit Moiban und dessen Familie stand er auf freundschaftlichem Fuß. Hier erfahren wir auch aus einem Schreiben Moibans vom 17. Oktober 1560, daß Schlaher in diesem Jahre verstorben ist. Im übrigen teilt mir der genannte Archivforscher folgendes mit: „Quirinus Schlaher der Ältere ist am 8. Dezember 1500 in Güz in Ungarn geboren, war ursprünglich ein armer Bergschreiber, erwarb aber durch glückliche Spekulationen selber einen reichen Grubenbesitz in Ungarn, zog später nach Breslau, kaufte das Gut Nimptsch in Schlesiens und starb am 31. August 1560¹⁾. „Er war ein fürtrefflicher, gelehrter, verständiger Mann, Liebhaber und Förderer der Gelehrten.“ (Rif. Pol, Jahrbücher der Stadt Breslau, herausgegeben von G. Büsching, Breslau 1813 ff., IV 17). Der genannte, von der Medaille im Breslauer Museum bekannte Eleazar Schlaher, der am 25. Mai 1553 zu Wittenberg immatrikuliert wurde, sowie ein jüngerer Quirinus Sch., der die Tochter des Breslauer Patriziers Anton Band heiratete, sind Söhne unseres Quirin. In der Wittenberger Matrikel wird Eleazar als „Schemnicensis“ bezeichnet (Förstemann, Album Acad. Witteberg. S. 281); er stammte also aus Ungarn. Auch sein Vater unterhielt offenbar noch später Beziehungen zu seiner ungarischen Heimat und besaß sogar das Bürgerrecht von Schemnitz. In einem von den Praeceptor seines Sohnes Eleazar, Magister Zacharias Ursinus, verfaßten und in Wittenberg 1552 im Druck erschienenen lateinischen Gedicht, das mir wiederum Herr Siegel nachweist, wird Quirin, der Vater, als „senator Schemnicensis“ bezeichnet. Hier in der alten Berg- und Hüttenstadt wird die Quelle von Schlahers Wohlhabenheit zu suchen sein. Hierher zog sich gelegentlich auch der junge Eleazar Schlaher mit seinem Mentor Ursinus zurück, als er von schwerer Erkrankung Erholung suchte.

In Breslau scheint weder Quirin, noch später seine Familie eine Rolle in der Öffentlichkeit gespielt zu haben, doch bestätigt sich, was wir von seiner Vorliebe für die Wissenschaften hören. Den genannten Ursinus, der später Leiter des Predigerseminars in Heidelberg wurde, unterstützte er durch ein Stipendium. Im Jahr der Entstehung der Medaille, 1544, stiftete er ein Kapital von 800 Gulden für zwei arme Studenten aus Breslau (Bauch, Geschichte des Breslauer Schulwesens in der Zeit der Reformation, 1911, S. 89 f.)

Obwohl die Medaille kein Meisterzeichen trägt, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das Stück eine Arbeit von Ludwig Neufahrer ist. Es gehört untrennbar zu einer Gruppe von Schaumünzen aus den Jahren ca. 1536—1547, von denen Hieronymus Apffelbeck, Johann von Wolfenstein, Karl Fuchs von Fuchsberg, Leonhard von Bels, Christoph Rhevenhüller, Bischof Christoph von Brigen und Leopold Ziegler als besonders bezeichnende Stilproben genannt seien. Schon Erman (Deutsche Med. S. 42) hat ein oder das andere Stück unter dem Monogramm Neufahrers aufgeführt, und Domanig (Jahrbuch der Kunstsamm-

¹⁾ Gillet, Crato von Crafftheim und seine Freunde, Frankfurt a. M. 1860, I 79.

lungen des allerhöchsten Kaiserhauses (Wien 1893) Bd. XIV Taf. III und Deutsche Medaille Taf. 21) hat mehrere davon mit signierten Arbeiten des Meisters zusammengestellt, eine Reihe, die sich inzwischen noch vermehrt hat¹⁾. Zeitlich am nächsten und auch stilistisch nahe stehen dem Schlaher die beiden Schaustücke des Böhmen Nikolaus Schindel und des Hans Joachim Rain von Sumereß. Gemeinsam ist allen der mittlere Durchmesser von 33—38 mm, ein eng in den Raum gepaßtes Brustbild von starkem Relief, nicht sehr detaillierter Modellierung und konvexer Tendenz der Oberfläche. Sehr charakteristisch ist der stark abgesetzte, zwei- oder dreifach abgekantete Brustabschnitt, typisch und mehrmals in der Gruppe wiederkehrend endlich die Schildform des Wappens mit der Einkerbung auf beiden Seiten. Die stark aufgelöste, ausgefaserte Helmdecke kommt gerade in der Zeit, der die Schlaher-Medaille angehört, bei Neufahrer wiederholt vor.

Ludwig Neufahrer hat in den dreißiger Jahren in Niederbayern und in Regensburg, zwischendurch auch in Nürnberg gearbeitet. Sein eigentlicher Wohnsitz scheint indeß Linz gewesen zu sein. Aber immer hatte er schon Beziehungen zu dem österreichischen, tirolischen und steyerischen Adel, sowie zum Hofe Kaiser Ferdinands I. 1545 oder 1546 tritt er als Hofgoldschmied in den Dienst des Kaisers, 1547 wird er als Wardein bei der Wiener Münze angestellt, 1554 erscheint er (nach Newald) als Münzmeister in Prag. 1561 wird er pensioniert und stirbt 1563. Von einem Aufenthalt des Meisters in Schlesien und Breslau ist uns nichts bekannt, doch glaube ich ihm die Medaille eines anderen Breslauer, nämlich des Dichters Georg Logus (Logau) mit hinlänglicher Sicherheit zuschreiben zu können (Archiv f. Med. u. Plak. V (1925/26) S. 144). Leider ist sie undatiert. Wir dürfen annehmen, daß der gelehrte Poet, den sie darstellt, zum Kreise der Breslauer, der Crato, Moiban und Schlaher in Beziehung stand. Allenfalls käme noch eine andere schlesische Medaille, nämlich Lorenz Wolfarth, 1538, für Neufahrer in Betracht, das Stück ist aber nur aus einer Abbildung (Rundmann, Silesii in nummis Tab. XXXI 65) bekannt, und die Zuweisung an einen bestimmten Meister daher gewagt. Erbstein und Fiala nahmen einen Aufenthalt Neufahrers vor seiner Anstellung beim Kaiser in Joachimsthal an. Träfe dies zu, so wäre der Kontakt mit Breslau unschwer herzustellen. Es fehlt indes für einen Aufenthalt Neufahrers in Schlesien ein richtiger Anhalt, und so möchte ich eine andere Möglichkeit der Berührung zwischen ihm und Schlaher wenigstens frageweise andeuten. Schlaher war, wie wir hörten, Montan-Unternehmer. Warum er seinen Wohnsitz von Ungarn nach Breslau verlegte, wissen wir nicht, aber vermutlich sind es geschäftliche Gründe gewesen. Vielleicht war es die größere Nähe der erzgebirgischen Gruben, die ihn anzog; vor allem das reiche Joachimsthal. Alsdann ließen sich leicht Beziehungen zwischen dem späteren Wardein und Münzmeister Neufahrer vorstellen, die auf dem Gebiet des Silberhandels zu suchen wären. Wir besitzen eine Medaille der Königin Maria von Ungarn,

¹⁾ Vgl. Forrer, Dictionary IV S. 247.

ein Prägestück (Tafel VII). Die Königin ist als VIDVA mit Witwenhaube dargestellt. Die Rückseite enthält eine Allegorie der Patientia unter dem Bild einer sitzenden Frauengestalt mit zwei Lämmern; oben in Wolken Engel mit Kreuz¹⁾. Der nicht neue Gedanke, daß das Modell zu dieser Medaille von Neufahrer herrühre, ist nicht von der Hand zu weisen. Ist sie etwa in Joachimsthal geprägt? Jedenfalls erlaubt uns ein glücklicher Zufall den Nachweis, daß dieses Stück in Breslau bekannt war, daß es sich in Händen von Schlähers Freunden Crato und Moiban befand: die Figur der Rückseite, die Moiban für die von Siegel in dieser Festschrift S. 103 erwähnte Medaille auf Crato schuf, ist nämlich nichts anderes als eine nur wenig veränderte Kopie nach dem Prägestück der Königin Anna. „Das Weibs-Bild“, um mit dem alten Rundmann zu reden, sitzt hier „auf einem echten Stein“; der Engel ist dem griechischen Spruch zuliebe durch das „Allsehende Auge Gottes“ ersetzt. Im übrigen ist die Nachbildung für einen Dilettanten bemerkenswert geschickt. Stilistisch hält sich das Ovalstück Cratos etwa in der Art des Monogr. S. B. (Severin Brachmann), der anfangs der 70 er Jahre nachweislich in Breslau gearbeitet hat (s. Habich, D. M. S. 162; Dworschak, Archiv für Medaillen- und Plakettenkunde IV (1923/24) S. 63).

Die Patientia der Königin Anna ist auch keine selbständige Erfindung des Stempelschneiders, sondern geht zurück auf die feine Spes der Rehrseite einer Medaille des Kurfürsten Friedrichs II. von der Pfalz (1530)²⁾. Diese ist aber wiederum ein Werk Neufahrers.

Georg Habich

Medaillen und Bilder von Johannes Moiban

Die künstlerische Tätigkeit von Johannes Moiban, dem Sohn des Breslauer Reformators, ist wenig bekannt, denn er war Arzt von Beruf und hat als solcher durch die lateinische Übersetzung der „Hausmittel“ des Dioskorides, eines Arztes aus dem ersten christlichen Jahrhundert, seinen Namen der Nachwelt überliefert. Im übrigen wußte man von ihm nur die Tatsache, daß er Künstler oder auch „Maler“ war³⁾.

¹⁾ Abb. Katalog Vanna III Taf. XXXV 664. — Dieselbe Rf. auch in (nicht ursprünglicher) Verbindung mit Porträt König Ferdinands I. von 1549, ebenfalls geprägt: Vanna III Taf. XXXV 674.

²⁾ Von M. Gebel dann 1531 kopiert (Abb. bei Domanig, Deutsche Medaille Taf. X 86). Auch als Rs. einer Medaille des Christ Plödd von M. Gebel in demselben Jahr verwendet.

³⁾ M. ist am 27. Februar 1527 in Breslau geboren. Er studierte zunächst in Wittenberg, wurde dann durch Melancthons Vermittlung Präzeptor in einer Nürnberger Patrizierfamilie, ging darauf nach Padua, um Medizin zu studieren, ließ sich 1554 in Amberg als Arzt nieder, siedelte 1558 nach Augsburg über und starb dort im Alter von 35 Jahren am 9. Mai 1562. — Weiteres über sein Leben findet sich in meinem Aufsatz „Johannes Moibanus. Ein schlesischer Arzt und Künstler des 16. Jahrhunderts“ in den

Die auf der Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrten Briefe J. Moibans an Crato v. Kraftheim bieten nicht nur die Möglichkeit, ein einigermaßen erschöpfendes Bild seines Lebens zu geben, sondern auch, und zwar wohl ziemlich vollständig, die Zahl und Art seiner Kunstwerke kennen zu lernen. Freilich ein Urteil über deren künstlerischen Wert wird damit noch nicht ermöglicht, weil die Werke selbst bis auf eine Medaille unbekannt oder untergegangen sind. Aber vielleicht werden, wie ich schon in dem obengenannten Aufsatz ausgeführt habe, durch die folgenden Angaben Sachverständige in den Stand gesetzt, noch weitere etwa vorhandene Schöpfungen Moibans festzustellen und damit ein Urteil über ihren Kunstwert zu gewinnen.

Im folgenden sind nun aus seinen Briefen an Crato alle Stellen, die auf seine Kunstwerke Bezug haben, in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Sie sind fortlaufend gezählt, und das Datum des betreffenden Briefes ist angegeben. Die Zahlen rechts davon bezeichnen die Nummer des Briefes, den dieser in dem handschriftlichen Bande der Breslauer Stadtbibliothek Hs. R 241 trägt.

Hinsichtlich der Übersetzung möchte ich hinzufügen, daß ich, vielleicht mitunter auf Kosten des deutschen Ausdrucks, möglichst wörtlich zu übersetzen versucht habe, um eben dem genannten Zweck zu dienen. Alle direkt übersetzten Stellen stehen in Anführungsstrichen, weniger wichtige sind nur im Auszug wiedergegeben. Da ferner Moiban sich hinsichtlich der technischen Ausdrücke nicht an eine feste Terminologie bindet, erschien es nötig, diese Ausdrücke, sowie ganze Sätze und Wendungen des lateinischen Originaltextes in Klammern oder in der Anmerkung hinzuzufügen.

a) Ein Bild Montans

Montanus, oder, wie er mit seinem richtigen Namen heißt, Giovanni Battista da Monte, war einer der berühmtesten Mediziner des 16. Jahrhunderts und lehrte an der Universität Padua. Er war der Lehrer Cratos und starb am 9. Mai 1551, kurz bevor Moiban in Padua ankam. Augenscheinlich hat Crato,

Schlesischen Monatsblättern Jahrg. 1928 S. 1 ff. — Übrigens ist die Tatsache, daß er sich künstlerisch betätigt hat, aber eben nur die Tatsache selbst, nicht so unbekannt gewesen, als ich in diesem Aufsatz annahm. Melchior Adam sagt in seiner kurzen Biographie (*vitae Germanicorum medicorum*, Heidelberg 1620, S. 121) von ihm: Cum vero ad *γραφικὴν* singulares naturae haberet impetus, non solum imitatus est manus Boni Rosleri, verum etiam imagines atque picturas exprimere est conatus. In eo quantum, nullo unquam magistro usus, naturae vi atque incitatione profecerit, quam praeclare suavitatem Lucae (Cranachs) in coloribus miscendis et distribuendis, umbrarum atque eminentiae rationem Italorum fuerit imitatus, effigies praestantissimorum hominum testantur. Joannes quidem Crato adeo eius pictura fuit delectatus, ut aliquot eius specimina singularis *κεκρυμμένων* loco adservavit. — Diese Stelle ist dann von Alwin Schulz (in seinen „Untersuchungen zur Geschichte der schlesischen Maler, Breslau 1882, S. 107) verkürzt (nach einem handschriftlichen Auszug des Andreas von Assig) und mit einem Druck- oder Abschreibebefehl wiedergegeben worden. — Ferner erwähnt noch Paul Knötel in seinem Aufsatz „Über einige Bilder Cranachs und seiner Schule usw.“ (Schlesiens Vorzeit, Bd. 5, S. 217) auf Grund der Schulz'schen Angabe, daß M. sich als Maler betätigt hat.

der die künstlerische Befähigung seines um acht Jahre jüngeren Freundes kannte, ihn um ein Bild Montans gebeten.

Padua, 20. Dezember 1552. (261)

„Das Bild (effigies) Montans werde ich herstellen, damit Du es einmal habest; ich habe es auch Herrn Laurea versprochen“¹⁾.

2. Padua, 12. April 1553. (263)

„Ich arbeite (paro) nun für Dich an dem Bilde (imago) Montans mit solchem Eifer, daß es Dir hoffentlich lieb sein wird. Ich werde es vielleicht zu Himmelfahrt schicken, da ich eine Zeitlang in Venedig zu sein gedenke und es persönlich den Briefträgern zu übergeben wünsche.“

3. Padua, 20. Mai 1553. (265)

M. entschuldigt sich, daß er das Bild (imago) noch nicht abgeschickt habe, aber er wird es im Laufe des Sommers tun, und zwar über Nürnberg durch den Faktor Morenbergs²⁾.

4. Padua, 22. Juni 1553. (266)

Das Bild ist (effigies) fertig, aber mit der Absendung will M. warten, bis er im Laufe des Sommers noch ein zweites Bild für einen ihrer gemeinschaftlichen Freunde fertiggestellt hat.

5. Padua, 31. August 1553. (269)

Das Bild (effigies) wollte M. dem Freiburger³⁾ nicht mitgeben. „Richtiger ist es, wenn ich es nach Augsburg an Herrn Haingel⁴⁾ oder nach Nürnberg an den Faktor Morenbergs schicke, sobald sich die erste, vollständig sichere Gelegenheit dazu bietet.“

6. Padua, 29. Oktober 1553. (272)

Das Bild (imago) ist immer noch nicht abgeschickt, obwohl es schon lange vollkommen fertig ist. „Ich mache mich schon an ein zweites, das mühevoll genug ist, und ich will dieses zusammen [mit dem ersten] an einen Freund nach Hause schicken. Ich habe den Wunsch, daß sowohl dieses als auch das Deine sicher in Eure Hände gelangt (Adorno iam aliam quandam tabulam satis laboriosam, eam

¹⁾ Georg Laurea ist ein Breslauer, den zusammen mit J. Moiban Crato eine Zeit unterrichtet hat und der mit Crato nach Padua ging, um Medizin zu studieren. Während aber Crato bald nach Deutschland zurückkehrte, reiste Laurea nach Rom und Neapel. 1552 wird er als Stadtarzt in Glogau erwähnt, wo er auch geheiratet hat. Im folgenden Jahre hat er aber diese Stellung aufgegeben und will sich in Leipzig niederlassen. (Meist nach verschiedenen Briefen Moibans an Crato.)

²⁾ Johannes Morenberg war damals das einflußreichste Mitglied des Breslauer Rates.

³⁾ Ein Breslauer Kaufmann, der nach Padua gekommen war. (Brief 268 vom 2. August 1552.)

⁴⁾ Bekannte Augsburger Patrizierfamilie, deren Söhne Crato nach Italien begleitet hatte.



2 Königin Maria von Ungarn. Geprägte Medaille. — Wien. (S. 93/94.)



1 Quirinus Schläger. Von L. Neufahrer. — München. (S. 91.)



3 Crato v. Craftheim. (S. 99.)

una in patriam ad quendam amicum mittam. Cupio et illam et tuam secure ad vos deportari¹⁾).

7. Padua, 14. November 1553. (273)

„Das Bild (effigies) Montans, das ich schon längst mit einer günstigen Gelegenheit schicken wollte, schicke ich jetzt durch jenen unseren Mitbürger²⁾. — Wenn ich den berühmten Mann lebendig gesehen hätte, hätte ich vielleicht auch seine Züge (effigiem) richtiger treffen und darstellen können. Dennoch glaube ich, gestützt auf das Urteil vieler Freunde, daß es nicht sehr unähnlich ist (valde impropria). Die Farben mußte ich mehr nach Vermutung als nach Anschauung wählen (colorum rationes disponere me oportuit *στοχάζομαι* potius quam *μυήσομαι*). Und von jenem Florentinischen Maler, der sein Bild (imago) vollendet hat, konnte ich nur eine Kopie der nackten Umrisse des Kopfes (nudorum lineamentorum capitalium copiam) erhalten, die ohne Zweifel genau ist. Wenn in der Verteilung von Licht und Schatten etwas fehlerhaft ist, so nimm das für einen Irrtum meinerseits, da ich weder nach dem Lebenden noch nach einem gemalten Modell (archetipus) gemalt habe... Das Bild (imago) habe ich nicht gefirnißt, damit es nicht etwa, zusammengerollt oder zusammengelegt, wie der Transport es gerade erfordert, durch die Zähigkeit des Firnisses teilweise zusammenbricht und Schaden leidet. Das Firnissen wird aber leicht durch einen Euerer Maler geschehen können. Ich bitte auch, daß Du um meinetwillen einen Rahmen besorgst und dieses unbedeutende Geschenk in Deinem Studierzimmer (museum) aufhängst.“

8. Padua, 10. Dezember 1553. (274)

Das Bild hat M. dem Wolfgang Buthner [Büttner] übergeben, der wohl inzwischen in Breslau angelangt sein wird.

9. Padua, 6. Januar 1554. (275)

M. hat immer noch keine Nachricht, ob das Bild richtig angekommen ist.

10. Augsburg, 8. Januar 1561. (321)

„Was Du über Reyffenstein³⁾ geschrieben hast, war mir angenehm. Ich bitte dich, teile mir mit, ob er die Skizze Montans (delineatio Montani), die Du mir kürzlich übersandt hast, nach dem Bilde (effigies) gemacht hat, das ich einst aus

¹⁾ Die Worte lassen die Möglichkeit offen, daß es sich hier nicht um eine Kopie des bereits fertigen Bildnisses Montans handelt, sondern um ein ganz neues Bild, dessen Gegenstand nicht genannt wird. Aber dem ganzen Zusammenhang nach ist das unwahrscheinlich: der hier und in Nr. 4 erwähnte Freund ist mit Laurea identisch.

²⁾ Wolfgang Büttner, Mitglied des Breslauer Rates, † 1569. (Cunradus, Silesia togata, p. 33.)

³⁾ Herr Prof. Dr. Sabich-München hat die Güte, mich darauf aufmerksam zu machen, daß dieser R. vielleicht personengleich ist mit Johann Wilhelm Reyffenstein, der in Porträtstücken dilettierte.

Padua geschickt habe; ich vermute es. Wenn es so ist, hat er die Augen ein wenig zu leblos wiedergegeben, sie waren bei Montan, wie ich gehört habe, sehr lebendig. Reyffenstein hat sie eher blinzelnd dargestellt. Laß mich wissen, ob das mit Absicht geschehen ist. (Si ita est, recessit paululum ab oculorum vivacitate, quam audio Montani insignem fuisse; expressit Reyffensteynius conniventes magis; fac sciam de industriane sit factum.)

b) Ein farbiges Bild Cratos

Johannes Crato, mit seinem deutschen Namen: Joh. Kraft, wurde am 22. November 1519 in Breslau geboren, sein Vater war Handwerker und Bote der Kaufmannschaft. Der gut begabte Jüngling ging mit einem Stipendium des Breslauer Rates 1534 nach Wittenberg, wo er Luthers Hausgenosse wurde. Später begleitete er die Augsburger Patriziersöhne Johann Baptist und Paul Hainzel nach Italien und studierte in Padua, namentlich unter Montan, Medizin. Nach seiner Rückkehr wurde er Stadtarzt in Breslau; sein Verdienst war es, die Kontagiosität der Pest erkannt zu haben. Dann wurde er Leibarzt Ferdinands I. Von Maximilian II. wurde er dauernd an den Hof gezogen und mit Ehrenbezeugungen überschüttet. So wurde er unter dem Namen Crato von Kraftheim geadelt, erhielt die Pfalzgrafenwürde u. a. Auch unter Rudolf II. blieb er am kaiserlichen Hofe. Seine letzten Jahre verbrachte er in Rückers und in Breslau. Dort starb er am 19. Oktober 1585. Kirchlich gehörte er zu dem kryptokalvinistischen Kreise.

11. Amberg, 10. April 1557. (157)

Matthias¹⁾ „hat auch Dein Bildnis, das ich in Farben zu malen angefangen habe, gesehen (vidit et quam coloribus inceperam picturam imaginis tuae); es ist etwas größer angelegt als die Skizze, die ich auf Papier (charta) persönlich vor einem Jahre gemacht habe²⁾. Sobald ich Zeit habe, werde ich es Dir schicken.“

12. Amberg, 15. Juni 1557. (337)

... „auch das gemalte Bild (pictam imaginem) konnte ich noch nicht vollenden. Sobald es aber fertig ist, werde ich es Dir nicht vorenthalten, ebenso wenig anderes, was ich schaffen will und das zu Deinem Bild gehört (imaginem... nequitquam denegabo una cum aliis, quae parare animus erat ad imaginem tuam pertinentia).“

¹⁾ Herr Professor Habich, dem diese Übersetzung vorgelegen hat, gibt der Vermutung Ausdruck, daß dieser Matthias und der in Nr. 14 erwähnte Schiler mit Matthias Schilher, dem späteren Ratschreiber in Nürnberg, identisch sein könne, und verweist auf Otto Feldmann im Archiv f. Med.- und Plak.-Kunde 1921/23, S. 16.

²⁾ M. hatte nach seiner Rückkehr aus Italien seine Mutter und Geschwister in Breslau aufgesucht. Sein Vater war inzwischen gestorben.

13. Amberg, 1. Juni 1558. (301)
 „Nimm auch das kunstlose Gemälde mit Deinem Bildnis (*rudem picturam tuae imaginis*) gut auf. Vor einem Jahre habe ich es angefangen, und jetzt erst, und zwar in diesen Tagen, mehr von Fehlern befreit als vollendet (*emaculavi potius quam absolvi*).“

c) Eine Medaille Cratos¹⁾

14. Amberg, 10. April 1557. (157)
 „Im übrigen magst Du wissen, daß Schiler²⁾ nicht, wie ich hoffte, auf seiner Rückreise bei mir eingekehrt ist, weswegen ich ihm auch nicht, wie ich wollte, die Abgüsse (*typos*) mitgeben konnte. Matthias hat sie gesehen und findet sie gut ... Hinsichtlich der Medaille (*sculptura*) mache ich Dich auf folgendes aufmerksam: Ich schicke Dir jetzt in einer Holzkiste einige Schwefelabgüsse (*typos sulphureos*), sechs größere und sechs kleinere; Du kannst leicht dafür sorgen, daß sie in irgendeinem Metall nachgeformt werden (*illos in re aliqua metallica hinc formari*), ganz nach Belieben, wofern Du nur einen auch in der Chemie erfahrenen Goldschmied (*chemicae peritum aurificem*) hast. Die Bilder beider Größen (*utriusque magnitudinis imagines*) können zum Abformen von Goldmünzen (*aureis nummis formandis*) dienen, aber die kleinen werden weniger Material brauchen. Deswegen habe ich ja auch die kleine Abformung beigelegt. Sie ist kleiner als jene, die ich kürzlich³⁾ entworfen und persönlich aufgenommen habe. So kannst Du wählen, indes wird das Bild in Silber am schönsten und viel vornehmer als in Gold sein⁴⁾. Ich füge hinzu, daß, wenn Du das Bild (*imago*) richtig sehen willst, Du den vorderen Teil vom Fenster wegwenden mußt, so daß der Hinterkopf dem Licht ausgesetzt ist, die Schatten aber auf den vorderen Teil fallen. Du wirst sehen, daß diese Medaille (*sculptura*) viel flacher und ebener (*humilius et planius*), von mir gemacht worden ist, als Deine alte ist (*quam ut antiqua tua est*)⁵⁾. Und wenn Dir etwa unbekannt ist, was ich sagen will, so zweifle nicht, daß die Goldarbeiter eine Medaille um so höher schätzen, je flacher sie

¹⁾ Siehe Rundmann, *Silesii in nummis*, S. 391 bzw. Tafel 29 Nr. 88. — Ein Exemplar dieser Medaille aus Blei befindet sich im Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. Vgl. F. Friedensburg und H. Seger, *Schlesiens Münzen und Medaillen der neueren Zeit*, Breslau 1901, S. 70 und meinen obengenannten Aufsatz S. 10.

²⁾ Vgl. S. 98 Anm. 1.

³⁾ Vgl. S. 98 Anm. 2.

⁴⁾ Die ganze Stelle lautet im Original: *qua de causa etiam minorem quam nuper significaveram aut coram receperam formam addidi, ut delectus pateret, utut tamen sic in argento speciosissima erit imago et multo quam in auro elegantior.* — Forma scheint also hier gleichbedeutend mit *typus* gebraucht zu sein, hat also nicht die Bedeutung „Gußform“.

⁵⁾ Da kaum anzunehmen ist, daß Moiban schon vorher eine Medaille auf Crato angefertigt hat, wird sich dies wohl auf die Medaille beziehen, die 1551 angefertigt ist und deren Abbildung sich bei Rundmann, *Silesii in nummis* findet. (Tab. XXVIII Nr. 86.)

ist. Sie hat nämlich mehr Anmut und Wohlgestalt, verlangt aber genauere Betrachtung; die andern, die stark erhaben sind und hoch anschwellen (*evidenter elevata sunt et alte intumescunt*), verraten eine rauhe Hand; ich verschweige auch, daß sie nur ungebildeten Augen (*oculis crassioribus*) gefallen... Das Modell (*archetypus*) wollte ich mir aufheben, damit bei einem etwaigen Verlust der Abgüsse (*typi*), die ich Dir schicke, ich andere darnach herstellen kann. Und die Schwefelabgüsse (*fusiones sulphureae*)¹⁾ stimmen hinreichend mit dem Modell überein (*satis expresse se habent ad archetypum*), daher können ebenso genau von diesen wie von jenen Abgüsse in Metall erfolgen (*ideo ita recte ex illis ut ex hoc metallicaefusiones fieri poterunt*). Wenn Du die Schrift um das Bild ändern willst — denn ich konnte nicht wissen, ob ich viel oder wenig zu dem bisherigen zusehen müßte, damit es Dir gefalle —, so kannst Du das mit Hilfe eines Goldarbeiters machen, der zuerst eine Hohlform aus Blei (*plumbeam concavam*) ohne Schrift herstellen wird und dann eingraben kann, was Du willst. Was Du auf der sogenannten Reversseite Deiner goldenen oder silbernen Medaillen (*numismatorum*) haben willst, weiß ich nicht, Du kannst irgendein geschichtliches Kennzeichen (*symbolum*) wählen, zum Beispiel Samson²⁾ oder irgendetwas ähnliches, wie es ohne Zweifel die Goldschmiede bei ihren aufbewahrten Exemplaren aus Blei, Zinn, Gips, Teig u. a. in großer Menge haben (*vel alind simile, qualia procul dubio aurifices in reservatis suis exemplis plumbeis, stanneis, gipseis, fermentaceis aliisque habent plurima*). Du magst auch dafür sorgen, daß um Dein Bild (*imago*) herum ein Kreis oder ein Lorbeerfranz (*circulus vel laurea corona*) nach Deinem Gefallen angebracht wird. Denn ich weiß nicht, was in solchen Nebensachen (*παράργους et ad rem parum pertinentibus*) Dir gefallen könnte. Daher habe ich nichts dazugetan, sondern den Raum leer gelassen.“

15.

Amberg, 11. Mai 1557.

(293)

Da kein Bote von Crato kommt, übergibt Moiban die Typen seinem Bruder Gamaliel, der nach Nürnberg reist und sie dort einem Boten übergeben soll. „Das Modell (*archetypus*) habe ich zurückbehalten, damit bei Verlust der Typen nicht die ganze Arbeit für mich und Dich verloren ist.“

16.

Amberg, 15. Juni 1557.

(337)

M. hat vor einem Monat die Schwefelabgüsse (*typos sulphureos*) mit Gamaliel nach Nürnberg geschickt. „Wenn Du die Abgüsse (*typos*) inzwischen richtig erhalten hast und sie Dir gefallen, freue ich mich, daß meine Mühe nicht umsonst war. Aber was ich den Abgüssen (*fusionibus*) hinzuzufügen beschlossen hatte, konnte ich wegen mancher Geschäfte und wegen der Pragis nicht ausführen.“

¹⁾ Demnach sind *typus sulphureus* und *fusio sulphurea* dasselbe.

²⁾ Crato hatte sich den Samson als Symbol gewählt mit Anspielung auf seinen Namen Kraft.

17. Amberg, 20. Juli 1557. (336)

„Die Meinung Euerer Künstler über Dein Bildnis (de imagine tua) kenne ich; ich wundere mich, daß sie aus den Schwefelabgüssen (ex sulphureis) nichts formen (efformare) können. Um aber ihnen und vor allem Dir genugzutun, hätte ich das Modell, das Du verlangst, jetzt geschickt, wenn ich einen zuverlässigen Boten an der Hand gehabt hätte. ... den Schüler aber habe ich täglich vergebens erwartet, nicht nur, um das Modell ihm zu übergeben, sondern auch ...“

18. Amberg, 13. August 1557. (294)

„Wenn Du in betreff Deines Bildnisses (effigies) schreibst, Du wolltest so wohl das Modell als die bleierne Form¹⁾ (ut archetypum ut plumbeam formulam), da nun einmal Euerer Künstler die aus Schwefel nicht zu benützen verstehen, so schicke ich jetzt die bleierne, die genau ebensogroß wie das Modell (archetypus) ist. Aber auch dieses würde ich Dir nicht vorenthalten, wenn ich nicht glaubte, es noch einige Zeit zurückhalten zu müssen, bis ich weiß, was Du bei dem Bleiabguß (in plumbeo typo) noch weiter wünschest. Wenn Du nämlich noch irgendeine Verbesserung nach eigenem oder fremdem Urteil haben willst, so kann ich das noch tun durch Veränderungen des Modells (addendo aut detrahendo archetypo), bis ich sehe, daß Du befriedigt bist. Sieh also zu, ob Dir der Abguß in Blei (typus in plumbo) gefällt, und antworte sofort, wenn Du noch Wünsche hast; dann wird es beim Modell geändert werden. Dann wird auch die Schrift (literae) von neuem hinzugefügt werden und sowohl das Modell als auch seine Metallform (ut archetypus ut metallica eius formula) geschickt werden. Die letztere wird auch nicht um ein Atom, wenn man so sagen darf, von dem ersteren abweichen. Wenn ich Zeit habe, um auch die sogenannte Reversseite hinzuzufügen, so werde ich sie so machen, wie du sie wünschest. Wenn nicht, werde ich die Schrift deines Symbols (tui symboli literas) hinzufügen. Noch etwas muß ich Dir anzeigen: Ich habe neulich auf dem Modell das Gewand ein wenig sachgemäßer ausgeschmückt (paulo rectius exornasse)²⁾ und ein wenig mehr nach unten vorgezogen (produxisse eam paulo inferius), als es früher war; so ist das Bild etwas größer geworden (atque ita excrevisse nonnihil priorem magnitudinem). Schreibe, ob die Größe so bleiben soll. Gewiß wird das Bild (effigies) um so mehr von der wahren Ähnlichkeit (a similitudine vera) abweichen, je kleiner es gemacht wird, und wenn Du bei der Verwendung von Gold, wofern nun einmal Goldabgüsse gemacht werden müssen (ἐκτυπώσεις aureae fieri debeant), sparen willst, so wirst Du das weniger durch die Kleinheit des Abgusses als durch die Art des Gießens erreichen (non magis parvitate typi quam ratione fundendi). Den richtigen Rat werden Dir Deine Künstler geben, wenn

¹⁾ formula = typus?

²⁾ Oder heißt das, daß Moiban das Relief erhöht hat? Denn die fragliche Medaille ist nicht so flach, wie er oben angegeben hat.

sie aus Gold sowohl das Bild als den Revers hohl herstellen und dann durch Verbindung beider Goldplatten eine vollständige Münze verfertigen. Die Höhlung kann dann durch Gips ausgefüllt werden, oder, was vornehmer sein wird, es kann am seitlichen Rande (ad lateralem eius περιψεσθαι) das eine und das andere Loch gemacht und etwas Moschushineingetan werden, so daß die Medaille (nummus) nicht nur den Augen, sondern auch dem Geruche angenehm ist. Aber darüber könnte ich richtiger mit Euren Künstlern persönlich verhandeln. Ich kenne noch einige andere Arten der Anfertigung (efformationum modos), aber da ich sie brieflich nicht auseinandersehen kann, so werde ich, wofern Studium und Praxis es erlauben, das eine und das andere Muster von Deinem Bilde formen und Dir senden (uno atque altero exemplo a tua effigie formato te habere faciam illos).“

19. Amberg, 13. Oktober 1559. (296)

„Es war mir lieb, daß Du Deine Züge (effigiem tuam) auf dem kürzlich übersandten Abguß (typus) erkennst; auch das bleierne Urteil des M. Bonus¹⁾ über den bleiernen Abguß zu erfahren, war mir lieb; ich halte aber dieses Urteil eher für einen Scherz als für Ernst.“

20. Amberg, 15. November 1557. (297)

„Daß Du auch die Medaille nicht länger zu entbehren brauchst, werde ich mir Mühe geben.“

21. Amberg, 25. Januar 1558. (298)

M. hat wegen seiner Übersiedlung von Amberg nach Augsburg mit seinen dortigen Verwandten viel Briefe wechseln müssen. „Dies allein war die Ursache, warum ich die Medaille (γλυπτικά) nicht vollenden konnte.“

22. Amberg, 1. Juni 1558. (301)

„Daß ich bis jetzt die Abgüsse (typos) noch nicht geschickt habe, dessen schäme ich mich beinahe... Und weil ich von hier nicht fortgehen wollte, ohne Dir einen Abguß (typus) zu schicken, ob er nun gut oder mäßig ausgefallen ist, habe ich mich beeilt und das, was ich jetzt sende, in Blei, Schwefel und Gips hergestellt. Du wirst sagen, ein gut zisellierter Bleiabguß (una plumbea bene elaborata) wäre besser als so viel verschiedene und rohe (rudes). Aber bei der großen Unordnung meiner Verhältnisse und des Hauswesens und bei meinen Sorgen konnte ich besseres nicht schaffen. Und um die Mängel des Hauptgegenstandes ein wenig auszugleichen, habe ich ein Bild des Glaubens oder der Hoffnung geschaffen, die ich auf einen Würfel gesetzt habe. Dieser Würfel bedeutet etwas Festes und ist eine Anspielung auf den vierschrötigen Mann Platos (1. Eth.). Dann habe ich eine Inschrift beigefügt ähnlich derjenigen, die Du vor einigen Monaten ver-

¹⁾ Bonaventura Rösler, berühmter Schreiblehrer in Breslau. Vgl. Gustav Bauch, Gesch. des Breslauer Schulwesens. Breslau 1911. S. 81 ff. u. ö.

langt hast, so daß Deine Worte mit denen Homers einen Vers bilden. (Et ne deessent quae rei primariae defectum aliquantulum compensarent, paravi ut fidei ut spei statuam, quam cubo — ut rei firmae et allusionem habenti *πρὸς τὸν τετραγώνον Πλάτωνος ἄνδρα* — 1. Eth. — imposui cum inscriptione simili fere illi, quam ante aliquot menses postulasti, ita ut illa tua cum Homericis constituerent versum)¹⁾. Nimm die unfertige Gelehrsamkeit (rudem Minervam) gut auf!“

23.

Augsburg, 21. Oktober 1558.

(302)

„Deine Medaillen (glyphica tua) habe ich noch nicht fertig. Und um den Grund einzugestehen: weil ich in den letzten Wochen eine günstige Zeit, sie fertigzumachen, abgewartet habe, ist es geschehen, daß ich auch das Brieffschreiben aufschob. Ich schämte mich aber zu schreiben, ohne zugleich das mitzuschicken, was ich längst gemußt hätte. Aber weil jene Erwartung mich getäuscht hat, habe ich nichts schaffen können, das mir selber gefiele. Nun aber, da Heß²⁾ zu Dir reist und ich ihm einen Brief nicht verweigern konnte, machte ich gestern einen Versuch zu gießen (heri facto periculo fusionis) und sah unter einigen schlechten (*ἀνέδρους*.) die der Zufall brachte, diese beiden Abgüsse (typos), die jedenfalls erträglich sind und die ich jetzt schicke . . . Wenn die Zeit es erlaubt, werde ich keinesfalls unterlassen, die Schrift des Reverses zu ändern und dafür eine Inschrift zu setzen, die den Buchstaben Deines Namens mehr entspricht. (Si tempus sinet, plane non intermittam mutare literas in reversa atque inscriptionem eam, quae nominis tui literis convenientior est, substituere.)“

24.

Augsburg, 21. November 1558.

(303)

„Vor einem Monat habe ich Paul Heß bei seinem Fortgang sowohl einen Brief an Dich, als auch, darin eingeschlossen, Bleiabgüsse (typos plumbeos) Deines Bildnisses und Symbols übergeben.“

d) Medaillen mit dem eigenen Bild und dem seiner Frau.

M. heiratete im Juli 1556 eine Tochter des Augsburger Patriziers Lukas Müller. Diese war auch verwandt mit Rosina Herbrodt, der Frau Nicolaus Rhedigers (II). Sie starb am 12. April 1564.

25.

Amberg, 15. Juni 1557.

(337)

„Eine Medaille (sculpturam) meiner Frau habe ich vollendet. Ich werde ein Exemplar Dir schicken, sobald ich alles, was Dir gehört, schicken kann.“

¹⁾ Vgl. dazu die Äußerung Cratos in seinem Briefe an Konrad Gesner, den er als Einleitung zu der von Gesner herausgegebenen und von Moiban verfertigten Übersetzung der Euporista des Dioscorides beigegeben hat: Er (Moiban) malte nicht nur ein farbiges Bild Cratos, „verum etiam et egregie sculptam . . . ita expressit, ut in adversis consolationem ostenderit, cum ex adverso Spei imaginem cubo insedentem et manus ad Deum tendentem fecerit cum quadam inscriptione. — Im übrigen vgl. auch die Ausführungen Sabichs in diesem Heft S. 94.

²⁾ Paul Heß, der Sohn des Breslauer Reformators.

26.

Amberg, 15. November 1557.

(297)

„In bezug auf meine Atossa¹⁾ kann ich nichts versprechen, bevor ich nicht die Erwartungen, die ich bei Dir erregt habe, erfüllen kann.“

27.

Amberg, 1. Juni 1558.

(301)

„In der Kiste, die ich Dir schicke, wirst Du das Bild (imago) meiner Frau finden, das für meine Mutter bestimmt ist und das sie schon oft und lange erbeten hat. Sorge dafür, daß es zur Mutter gebracht wird und füge den einen und den andern Gipsabguß meines Bildes und dessen meiner Frau hinzu. (addendo unum atque alterum typum gypseum meae et coningis imaginis)²⁾).

e) Ein perspektivisch gezeichnetes Bild Cratos

(*Μονόχρωμα κατὰ τὴν ὀπτικὴν τέχνην*)³⁾

Die Freude an der Beherrschung der Perspektive, insbesondere an der Verkürzung, veranlaßte im 16. Jahrhundert verschiedene Künstler zu perspektivischen Spielereien, die meist darin bestanden, daß die Linien des Körpers mit Hilfe des Hohlspiegels und der Schattenwirkung auseinandergezogen wurden. Das berühmteste Beispiel davon ist der Totenkopf auf dem Bilde Hans Holbeins d. J. „Die Gesandten“, das sich in der Londoner Nationalgalerie befindet⁴⁾. Um eine ähnliche Spielerei, nur entgegengesetzter Art, scheint es sich hier zu handeln. Die Linien sind nicht auseinandergezogen, sondern seitlich stark zusammengedrängt, wie sie sich ergeben, wenn die Projektionsebene nicht parallel zum Objekt steht oder nach der Seite verschoben ist.

Diese Spielereien scheinen damals ziemlich beliebt gewesen zu sein. So schreibt Crato an Hugo Blotius, den späteren Direktor der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien, der damals in Rom weilte, am 13. September 1574: „Ich bitte Dich, wenn

¹⁾ Daß mit Atossa seine Frau gemeint ist, ist klar. Wie sie aber zu diesem Beinamen kommt, ist mir nicht verständlich.

²⁾ Diese Stelle läßt verschiedene Deutungen zu. Sicher ist, daß er eine Medaille mit dem Bild seiner Frau an seine Mutter schickt. Diese Medaille scheint irgend ein Metallguß zu sein, denn außerdem schickt er noch einen Gipsabguß. Dann muß er aber auch von sich selbst eine Medaille verfertigt, von der er gleichfalls einen Gipsabguß sendet. — Es ist aber auch möglich, daß es sich bei dem „einen und andern typus gypseus meae et coningis imaginis“ nur um eine Medaille handelt, auf der er sich selber zusammen mit seiner Frau dargestellt hat. Dann kann über das Material, aus dem die erste Medaille besteht, nichts gesagt werden. — Eine weitere, aber unwahrscheinliche Möglichkeit wäre, daß es sich bei dem eingangs der Briefstelle erwähnten Bilde nicht um eine Medaille, sondern um eine Malerei handelt.

³⁾ Auf dem ersten Brief, den J. Moiban überhaupt an Crato gerichtet hat, befinden sich die von diesem selbst geschriebenen Worte: *Monochroma optimum imaginis meae*. (Brief vom 15. März 1550 Nr. 248). In dem Briefe selbst ist aber von dem Bilde keine Rede.

⁴⁾ Arpad Weiglgärtner, *Perspektivische Spielereien bei Renaissancekünstlern*. In: *Festschrift der Nationalbibliothek in Wien* (Wien 1926) S. 849 ff.

Du in Rom kunstvolle Monochromata siehst, daß Du einige mitbringst; den Preis werde ich Dir gern erstatten¹⁾).

28. Amberg, 20. Juli 1557²⁾. (336)

M. fragt Crato an, durch welchen Nürnberger Kaufmann er einiges an ihn schicken könne, das weder auf einem Pferde noch von einem Briefboten getragen werden kann. „Ich habe nämlich einiges für Dich angefangen, was ich in Kürze zu vollenden hoffe, unter anderem ein Gemälde (tabula), das ungefähr zwei Breslauer Ellen³⁾ lang ist und Dein Bild perspektivisch (*κατὰ τὴν ὀπτικὴν τέχνην*) wiedergeben soll (referret). Wenn Du das Bild haben willst, so schreibe, welchem Nürnberger Kaufmann ich es anvertrauen kann.“

29. Amberg, 13. August 1557. (294)

M. wiederholt die Bitte um Nennung eines Nürnberger Kaufmannes für den Transport des Bildes. „Du wirst ein einfarbiges, perspektivisches Bild (tuae imaginis monochroma opticum) sehen.“ Er bittet Crato, das Bild in seinem Studierzimmer aufzuhängen, und hofft, daß es ihm um so lieber sein wird, je weniger Künstler ihm Hoffnung machen könnten, etwas Ähnliches zu leisten (illud . . . cupio tibi esse . . . tanto carius, quanto plures intellexeris artifices tibi huiusce picturae parandae spem haud facile de se tibi dare posse).“

30. Amberg, 13. Oktober 1557. (296)

„Dein perspektivisches Bild werde ich dem Nürnberger Kaufmann durch unsere (nostrates) Fuhrleute senden, zuvor aber werde ich an Gamaliel [M.s Bruder] schreiben, daß er mit dem Manne spricht und sich persönlich überzeugt, ob jener den erhofften Dienst gern erweisen wird.“

31. Amberg, 15. November 1557. (297)

Das Gemälde (tabula) hat M. vor einigen Wochen an den Nürnberger Kaufmann Preuning geschickt, aber von dort ist es, wie er von seinem Bruder Gamaliel gehört hat, noch nicht weitergegangen. Denn Preuning sagt, der Transport mit den Waren zusammen sei wegen der Länge des Bildes schwierig; wenn das Bild nicht auf einen Rahmen gespannt wäre, hätte er ihm schon lange den Gefallen tun können. „Aber da diese Art der Malerei eine genau gespannte und ebene Oberfläche verlangt, weil es bei jeder zufälligen Unebenheit alles Gefällige verliert, muß notwendig das Papier (chartae) in einen Rahmen gespannt werden. Du sagst, daß Lukas [scil. Cranach d. J.] auch ein Bild Philipps [scil. Melanchthons] von zwei Ellen Länge geschickt habe, aber ich glaube, Du weißt noch nicht, wie das Bild ist, das ich schicke. Die Länge ist fast zwei Ellen, die Breite aber überschreitet kaum eine Spanne (longitudo est duarum fere ulnarum, at

¹⁾ Wiener Nat.-Bibl. Cod. 9737 z⁴ f. 413.

²⁾ Der Brief trägt zwar keine Jahreszahl, muß aber seinem ganzen Inhalt nach aus diesem Jahre sein.

³⁾ Ungefähr 1,16 m.

latitudo vix spithamam excedit). Wenn man es direkt von vorn betrachtet, scheint es eher nur skizziert als das Gesicht eines Menschen zu sein (*adverso oculo intuenti quidvis potius delineatum videtur quam hominis facies*); wenn man es aber vom Projektionszentrum außerhalb des Gemäldes anschaut, wird Dein Bildnis sichtbar, nicht mit Farben, sondern durch einfarbige Linien gemalt (*ex optico vero puncto, quod extra tabulam erigendum est, aspicienti oculo tua apparebit imago, non coloribus sed linearum saltem monochromate picta*). Denn bei solchen Bildern sind die einfarbigen besser als die bunten. Damit aber nicht der Deckel des Gemäldes (*operculum tabulae*) ganz leer sei, sondern eine gewisse Abwechslung biete, habe ich dort das Bild Samsons mit dem Löwen hinzugefügt, und zwar habe ich es nicht mit Ölfarben — denn Ölfarben halten abgeschlossene Luft nicht aus, sondern werden meistens blaß, wenn sie sich in abgeschlossener oder erhitzter Luft befinden — sondern nur in trockenen Farben hergestellt (*... non oliaceis coloribus pictam — quia oliacea conclusum aerem non ferunt, sed plerumque livescunt, si vel in concluso aere vel in hypocausto sint — verum siccis coloribus factam*)... Die Einfachheit, die in Deinen Zügen sich zeigt, sei Dir nicht zuwider, weil sie auf dem einfarbigen Bilde sichtbar ist; durch sehr viele und genaue Abmessungen der Striche war sie für mich zu erreichen. (*In tua effigie quae apparet simplicitas, quia in monochromate saltem spectanda sit, non tibi sit fastidio; plurimis lineolarum dimensionibus accuratis ea mihi impetranda fuit.*) Wenn Ihr dort Künstler habt, die in dieser Graphik erfahren sind (*huiusce graphicae periti*), so werden sie es bezeugen können. Laß den Samson nicht viel mit den Händen berühren, weil die trockenen Farben durch Berührung abgewischt werden. Mangel an Zeit hinderte mich in Wasserfarben herzustellen, was kürzer in trockenen geschehen konnte. Wenn Du aber wünschst, daß Samson nicht dem Unrecht des Abwischens preisgegeben werde, so magst Du dafür sorgen, daß Ernst¹⁾ die Wasserfarben überziehe (*superinducat*). Das wird er leicht machen können, wofern er nur meinen Umrißlinien (*hypographas meas*) folgt. Er kann auch in den Nebensachen sorgfältiger sein und auf den äußersten Teil des Deckels Dein Wappen (*insignia*) oder irgendetwas anderes malen.“ — Es folgen Angaben über das Öffnen der Kiste und die Gebrauchsanweisung für einen mitgegebenen Zettel zur richtigen Auffindung des Projektionszentrums.

¹⁾ Dieser Maler Ernst war mit M. sehr befreundet, der ihn auch zu seiner Hochzeit eingeladen hat (Brief vom 30. 7. 56, Nr. 291) — Alwin Schulz (Urkundliche Geschichte der Breslauer Malerinnung in den Jahren 1345—1523, Breslau 1866) erwähnt S. 23 einen Ernst Franko, der 1538 von Christoph Beynhardt als Lehrling angenommen wurde. Wenn Ernst damals 11—12 Jahr alt war, so ist er gleichaltrig mit Moiban. — Ferner nennt Alwin Schulz in „Die Breslauer Maler des 16. Jahrhunderts“ (3. d. B. f. Gesch. u. Altertum Schlesiens, Bd. 38 S. 352 — Breslau 1867) einen Maler Ernst Ellner oder Eldner, der wahrscheinlich 1561 gestorben ist. Möglicherweise sind diese beiden Ernst und der Freund Moibans identisch.

f) Medaille von Johann Baptist Hainzel

J. B. Hainzel war mit Crato zusammen in Italien gewesen. Die Freundschaft des jungen Augsburger Patriziersohnes, der später in der Geschichte seiner Vaterstadt eine bedeutende Rolle spielte, mit dem Breslauer Studenten der Medizin übertrug sich auch auf dessen jüngeren Freund Johannes Moiban.

32. Augsburg, 7. Februar 1560. (314)

„Ein Bild (effigies) des Herrn Konsuls nehme ich in Angriff sobald sich die Gelegenheit bietet, doch ich fürchte, daß sie in Kürze nicht da ist, da der Zeitpunkt naht, wo er die Geschäfte des Rates übernehmen muß.“

33. Augsburg, 17. Oktober 1560. (320)

„Ich glaubte nicht, daß ich noch einmal an Dich schreiben würde, ohne das Bild des Herrn Hainzel hinzuzufügen.“

34. Augsburg, 8. Januar 1561. (321)

„In der Kiste wirst Du ein Bild (effigies) des Herrn Hainzel finden . . . Ich hätte es vor einem Monat schicken können, wenn ein Briefträger sich gezeigt hätte . . . Dich, lieber Herr Doktor, bitte ich: nimm das Geschenk günstig auf. Ich weiß zwar nicht, ob es Dir wegen der großen Verzögerung noch eine Freude sein kann; dennoch glaube ich, daß sowohl wegen des Abgebildeten¹⁾ als auch wegen Eurer Freundschaft weder die Verzögerung noch irgendetwas anderes es Dir weniger lieb machen wird . . . Dem Herrn Hainzel wirst Du Dank sagen müssen für die Sitzung, die er mir mitten in seinen vielen Geschäften um Deinetwillen gewährt hat. Er hat sein Bild (effigies) einige Male von hervorragenden Künstlern machen lassen, aber keines ist nach dem Urteil derer, die es gesehen haben, ähnlicher als das, was ich schicke. Und wenn nicht Herr Eleazar²⁾ vorzeitig abgereist wäre, so hätte ich vielleicht für diesen vortrefflichen Mann das Bild von neuem gearbeitet (denuo effigiem elaborassem), damit ein Exemplar ihm als Geschenk geblieben wäre . . . Ich hoffe, daß Du meinen verspäteten Dienst und das kleine Geschenk, das sich vom August bis in den Januar verzögerte, gütig aufnimmst.“

g) Medaillen oder Bilder von Moibans Kindern

35. Augsburg, 8. Januar 1561. (321)

In der Kiste [vgl. oben Nr. 34] wird Crato auch die Bilder (imagines) von Moibans ältestem Sohn und seiner Tochter finden. „Beide hat meine Mutter sehr oft verlangt, und deswegen hat sie auch einige Male an meine Frau ge-

¹⁾ καὶ τοῦ ἐκτυπωθέντος χάριν Dies ist der einzige Ausdruck, aus dem klar hervorgeht, daß es sich hier nicht um ein Gemälde, sondern um eine Medaille handelt.

²⁾ Eleazar Schlafer, Sohn von Quirinus Schlafer d. A., eines Breslauer Patriziers, der sich der Familie Moibans nach dem Tode des Ambrosius Moiban tatkräftig angenommen hat. — Nach Mitteilung des Herrn Prof. Habich finden sich Medaillen Schlafers in München, die aber nicht von Moiban sind. Eine andere ist im Schles. Mus. für Kunstgew. u. A. Bgl. Friedensburg—Seger S. 74.

schrieben ... Ich bitte Dich, daß Du die Bilder der Kinder an meine Mutter schickst, damit ihre Sehnsucht endlich erfüllt werde."

h) Eine nicht angefertigte Kohlenzeichnung Cratos

36.

Augsburg, 8. Januar 1561.

(321)

Crato wollte die consilia des Montan herausgeben, sein eigenes Bild aber nicht beifügen. Das billigte Moiban, „besonders da Du nicht Dein eigenes, sondern Montans Buch herausgibst ... Mit leichter Mühe könnte ich Dein Bild in Kohle entwerfen. (Levissimo labore effigiem carbonibus delineare possem) und so dem Drucker einen Dienst erweisen, wenn Dein Bild beigelegt werden sollte, aber wie Du selbst sagst, ist es besser, kein Bild beizugeben. Ich bin aber dieser Meinung nicht deshalb, weil ich mich dieser kleinen Mühe nicht unterziehen möchte."

i) Zeichnungen von Fischen

Wie die Ärzte der damaligen Zeit meistens große Botaniker waren, ebenso waren sie auch häufig bedeutende Ichthyologen, da sie den Fischen besondere Heilkräfte zuschrieben. Daher suchten sie, um ihre Kenntnisse zu erweitern, in den Besitz guter Fischbilder zu kommen. So schrieb zum Beispiel Andreas Murifaber, ein geborener Breslauer und Leibarzt des Herzogs von Preußen, am 24. Februar 1551 an Crato, wenn er Abbildungen von Fischen aus Italien mitgebracht hätte, so möge er sie von Breslauer Malern abbilden lassen und ihm zusenden, denn in Königsberg hätten sie keine Künstler¹⁾. Und im folgenden Brief kam er auf seine Bitte zurück und fügte hinzu, daß Crato keine Kosten scheuen möge, er (Murifaber) würde alles bezahlen²⁾.

Auch Moiban hat sich mit dem Zeichnen, vielleicht auch mit der Herstellung farbiger Fischbilder beschäftigt. Es geschah dies im Auftrage Cratos.

37.

Amberg, 20. Juli [1557].

(336)

„Die Bilder von den Fischen (piscium imagines) habe ich mir noch nicht vorgenommen, und nicht wenig hinderte mich daran, daß ich Deine Bilder vorher in Angriff nehmen mußte. Schreibe daher an Peucer³⁾ und erwirke mir Aufschub von ihm, daß ich die Deinigen mit seiner Zustimmung ein Weile zurückhalten kann, bis ich sie skizzieren kann (donec eas deliniem)“⁴⁾.

Karl A. Siegel

¹⁾ Breslauer Stadtbibl. Hs. K. 241, 383.

²⁾ Ebd. 384.

³⁾ Peucer war der Leibarzt des Kurfürsten Augusts II. von Sachsen und ist durch seine zwölfjährige Gefangenschaft bekannt, die er wegen seiner Zuneigung zum Calvinismus erleiden mußte und von der ihn erst der Tod Augusts erlöste.

⁴⁾ Diese Stelle ist schlecht und flüchtig geschrieben, so daß sie kaum zu entziffern und zu verstehen ist. Wenn ich sie recht verstehe, liegt ihr folgender Sachverhalt zugrunde: Crato hatte einige seiner Medaillen [die hier angeführte Stelle findet sich in dem oben schon erwähnten Briefe, in dem von den Medaillen die Rede ist, vgl. Nr. 17] an Peucer zu schicken gewünscht, und dieser war davon benachrichtigt. Und zugleich bestellte Crato die Fischbilder. Peucer soll nun mit den Medaillen warten, bis M. die Fische skizziert hat.



Eine in Bernstein nachgeschnittene Medaille im Münzkabinett zu Breslau

Im Schlesiſchen Muſeum für Kunſtgewerbe und Altertümer zu Breslau befindet ſich die Nachbildung einer Medaille aus friderizianiſcher Zeit in Bernſtein geſchnitten, deren Veröffentlichung ſowohl als Kurioſum intereſſant, als auch durch die näheren Umſtände numiſmatiſch nicht unwichtig iſt.

Im Jahre 1767 legte die Königl. Friedrichs-Schule in Breslau zu Unterrichtszwecken eine Münzſammlung an, der Freiſrau von Knobelsdorff auf Jedliß wohl um 1800 „eine bernſteinerne Schaumünze auf den König von Preußen“ zum Geſchenk machte. Um es gleich vorwegzunehmen, kam das Stück ſpäter in den Beſitz der reformierten Kirche in Breslau, und aus dieſer in das Provinzialmuſeum.

Es handelt ſich um eine Bernſteinnachbildung der bekannten Abramſonſchen Medaille auf den preußiſchen Seidenbau aus dem Jahre 1783. Die Vorderſeite zeigt das nach links gewandte Bruſtbild des Königs im Harniſch mit Faltenüberwurf in offenem langherabwallenden Haar, das ein Lorbeerfranz ziert; die Rückſeite eine unter einem Maulbeerbaum ſitzende junge Frau, die aus einem Keffel Seidenkokons abhaſpelt, neben ihr einige Seidenſträhnen und ein Korb mit weiteren Kokons. Die Darſtellung auf beiden Seiten iſt erhaben und nur die Umſchriften ſind vertieft, ebenſo die in der Rückſeitendarſtellung, vor allem die von den Kokons zur Haſpel der Spinnerin führenden Seidenfäden eingegraben und nur eine in dieſem Fach ſehr geübte Hand hat es ſo ſchön und fehlerfrei fertigen können. Die unter die Fläche gegrabenen Stellen zeigten urſprünglich reiche Vergoldung, von der heute nur noch Spuren ſichtbar ſind. Gegenüber der fleckenloſen, blaßgelben Farbe des durchſichtigen Bernſteins muß die Geſamtwirkung der überaus mühsamen Kunſtarbeit wirklich recht ſchön geweſen ſein.

In zwei Städten der Monarchie gab es damals in Preußen Bernsteinfabriken: in Königsberg und in Stolp. Den bald nach 1800 vorgenommenen Nachforschungen des Subseniors Fischer an St. Elisabeth zu Breslau verdanken wir die Feststellung, daß unser Stück in Stolp entstanden ist, und zwar von der Hand des tüchtigen Bernsteinrehlers Georg Friedrich Spruth. — Immer war es der Mangel an genügendem Material, der der Bernsteinrehler-Zunft in Stolp ernste Sorgen machte, und gerade damals hatten sie sich mit einem Immediatgesuch an den König nach Berlin gewandt, um aus den reichen Funden der Bernsteinküste Samlands einen möglichst großen Anteil zu bekommen. Da gerade führt eine Reise den einflußreichen Minister des Königs, Ewald Friedrich von Herzberg persönlich nach Stolp. Von ihm, der selbst Pommer ist und beim König viel gilt, verspricht sich die Zunft wirkungsvollen Einfluß; sie benutzte die Gelegenheit, dem Minister ein Schachbrett aus Bernstein sowie unsere Medaillennachbildung zum Geschenk zu machen. Wählte man nur diese Medaille, weil Herzberg als der große Förderer des Seidenbaus in Preußen und ganz besonders in Pommern bekannt war, oder wußte man, daß sein Verhältnis zu ihr noch enger war?

Die Umschrift der Borderseite nennt Friedrich den Großen mit Recht „Wiederhersteller des Seidenbaues“, denn schon Friedrich Wilhelm I. hatte bald nach seinem Regierungsantritt allorts Maulbeerpflanzungen veranlaßt, und so die Wälle um Berlin und Spandau, ja sogar die Kirchhöfe in den Städten und auf den Dörfern in allen Provinzen mit Maulbeerbäumen besetzen lassen. Sein Nachfolger führte das vom Vater begonnene Werk weiter, ließ Eier von Seidenwürmern aus Italien kommen, setzte eigene Seidenbaumeister ein, und errichtete ein staatliches Seidenmagazin. Am eifrigsten nahm sich der Minister von Herzberg der Sache an, indem er nicht nur auf seinem in der Nähe von Berlin gelegenen Gute Briß selbst eine große Seidenbauzucht unterhielt, sondern seit dem Jahre 1779 auch Geldpreise zur Aufmunterung, und zwar aus seinen eigenen Mitteln, aussetzte. Ein Wettstreit beginnt: die Namen derer, die zum ersten Male 6 Pfund reine Seide im Jahre gewinnen, werden in den Zeitungen veröffentlicht, ein Prediger (Udow) in Stargard in Pommern hat 1783 nicht weniger als 30 Pfund im Jahre erzielt. Es wird fast Mode, auch in wohlhabenden Kreisen, Seidenbau zu treiben, und Geldprämien sind mitunter nicht mehr am Plage. Dafür läßt Herzberg durch den Berliner Medailleur Abramson eine Preismedaille anfertigen, um sie neben oder an Stelle seiner bisherigen Geldgeschenke zu verteilen. Diese Feststellung ist wichtig, denn sie gibt uns meines Erachtens die Erklärung der bisher nicht oder irrig gedeuteten Umschrift der Medaille. Der Anfang der Umschrift: FRIDERICVS INSTAVRATOR wird auf der Rehrseite fortgesetzt mit INDVSTRIAE SERICAE PRVSS(icae) und bedeutet: Friedrich, der Wiederhersteller der preußischen Seidenindustrie. Aber was bedeuten im Abschnitt die Buchstaben BR vor der Jahreszahl? Bisher nahm man an BeRolini,

doch ist diese Ergänzung wenig wahrscheinlich, und wird an Unwahrscheinlichkeit nur noch übertroffen von der Erklärung des Direktors Hering der breslauischen Friedrichsschule (1804 S. 6), das BR im Abschnitt gehöre zur Umschrift und sei PRVSSO-BRandenburgicae zu lesen: denn, von allem anderen abgesehen, kann von brandenburg-preußischem Seidenbau nicht wohl gesprochen werden. Ich finde keine andere Erklärung als BR zu Briß zu ergänzen, so merkwürdig es auch klingen mag, und so ungewöhnlich es ist in der Tat ist. Der „Seidenbau“-Minister von Herzberg, Gutsherr auf Briß, der Musteranstalt für den preußischen Seidenbau, hat aus besonderem Interesse Geldprämien aus eigenen Mitteln verteilt, bis die wirtschaftliche und wohl auch gesellschaftliche Stellung vieler Seidenbauer ihn nötigte, an eine andere Form der Anerkennung zu denken, und eine Medaille prägen zu lassen, die ursprünglich auch als eine rein private Prämie anzusehen ist. So spricht noch Lengnich 1792 (Journal von und für Deutschland, S. 855) von der „Preismedaille des Herrn Grafen von Herzberg“. Erst später wird sie mit der Ausbreitung des Seidenbaues und der Unterstellung der gesamten Industrie unter Herzberg Staatsprämie geworden sein, ohne daß man auf die Buchstaben BR achtgegeben oder daran Anstoß genommen hätte.

Die Meister der Drechslerzunft in Stolp werden sich hierüber kaum den Kopf zerbrochen haben, sicher aber wußten sie, daß die Medaille eine persönliche Angelegenheit des Ministers war, und darum ließen sie gerade diese von dem geschicktesten Drechsler in Bernstein nachschneiden. Herzberg hat das Geschenk angenommen, das Kunstwerk später aber an Freifrau von Knobelsdorff weitergeschenkt.

Es hat einen besonderen Reiz, Aufsätze numismatischen Inhalts aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zu lesen — sie können auch von „Laien“ geschrieben sein, zumal damals nicht an Numismatiker zu denken war, die sich auf einer Universität zu diesem Beruf ausbilden konnten. Der Königl. Hofprediger, Oberkonsistorial-Rat und Schuldirektor Daniel Heinrich Hering in Breslau war sicher ein grundgebildeter Mann, und zudem der Münzwissenschaft besonders zugehen. Um so interessanter sind seine „Anmerkungen“ zu der bernsteinernen Schaumünze. Beim Brustbild Friedrich des Großen stößt er sich an den tief auf die Schultern herabhängenden und zusammengebundenen großen Haarlocken, als einem Kopfpuß, den der König nie getragen. Unsere Nachkommen werden sich sehr irren, wenn sie daraus das Kostüm der Zeit und der Personen werden studieren wollen. Und welche widrige Verbindung der Dinge verursacht es nicht, wenn man sogar das griechische und römische Altertum mit der preußischen Neuheit in Verbindung setzt, fügt er im Hinblick auf den antiken Lorbeerkranz auf dem Haupte des Preußenkönigs hinzu. In diesem Zusammenhange bemängelt Hering auch das viel zu jugendliche Gesicht des Königs und meint, dieser Fehler sei auf der bernsteinernen Medaille verbessert und Friedrich ein Gesicht gegeben, das mehr mit seinen damaligen Jahren übereinkomme.

Interessant ist weiter die Begründung, weshalb gerade der Bernstein zur Nachbildung einer Schaumünze besonders geeignet sei. Nach einem hier leider zu weit führenden Ausflug in die Zeiten Homers und einer Empfehlung des Bernsteins durch Moses an die hohen Priester erinnert Hering an die vielen Funde orientalischer und römischer Münzen, die noch heute in Pommern und Preußen vorkämen, und die bloß durch den Bernsteinhandel dahin haben kommen können. Wie gut und charakteristisch sei demnach der Bernstein zu unserer Medaille verwendet worden.

Schließlich wird die Herstellung des bernsteinernen Medaillons selbst untersucht und die Technik besprochen. Daß das Stück nicht gleich metallenen Münzen habe geprägt werden können, leuchte wohl einem jeden ein, aber dabei entstehe die Frage, ob denn nicht sonst bernsteinerne Münzen zum Umlauf in größeren Mengen geprägt worden seien. Und wenn auch die eingeholte Äußerung eines Kunstverständigen besage, daß es trotz aller bisherigen Bemühungen zurzeit wohl nicht möglich gemacht sei, Bernstein zu prägen, so bleibe doch die Frage: was werden denn die elektrischen Münzen des römischen Kaisers Severus Alexander sein, welche er nach der Erzählung des Lampridius hat schlagen lassen.

Jeder Student der ersten Semester weiß heute, daß der alte Hering hier das sowohl für eine Mischung von Gold und Silber wie für den Bernstein gleiche griechische Wort *ἤλεκτρον*, das *electrum* in der Vita Sev. Alex. (25,9), verwechselt, und in den *Scriptores Historiae Augustae* (Karl Menadier, 3. f. N. 31 S. 23) lesen wir, daß jene Angabe des Lampridius sogar unwahrscheinlich, und daß es mit Ausnahme der bosporanischen Königsmünzen in der ganzen römischen Kaiserzeit keine Elektron-Stücke gibt. Ob aber heute darum das Interesse für die Numismatik ebenso allgemein und vor allem auf dem wichtigen Gebiete unserer vaterländischen Münzkunde ebenso groß ist wie zu den Zeiten des guten Hering vor 120 Jahren — das ist die Frage.

Auf dem Gebiet der antiken Münzkunde ist seitdem viel erforscht und veröffentlicht worden, dagegen bleibt die deutsche Münzkunde des Mittelalters leider noch immer zurück. Die Landesteile unseres Vaterlandes, die über eine Monographie ihrer Mittelaltermünzen verfügen, sind an den Fingern einer Hand zu zählen; sind entweder unvollständig oder bestenfalls, nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zu urteilen, überholt, mit einer Ausnahme: Schlesien, — und das ist das Verdienst von Ferdinand Friedensburg.

Tassilo Hoffmann



Abb. 1 Bauopferfund
a: Römer b: Becherglas $\frac{1}{8}$ n. Gr.

Grabung auf der Dominsel zu Breslau

Ein Beitrag zur Datierung der schlesischen mittelalterlichen Keramik

Noch immer klappt in der Geschichte der schlesischen Keramik eine große Lücke. Mehr als ein halbes Jahrtausend, von der slawischen Zeit an bis zum Aufkommen des Bunzlauer Tonzeuges, ist noch in völliges Dunkel gehüllt. Es gibt zwar eine Menge Material, jedoch ist verhältnismäßig wenig genau datierbares darunter. Die Töpfe von Münzfunden geben zwar eine feste Handhabe, sie sind aber zu selten und meist auch zu roh, um als Grundlage für die zeitliche Festlegung der übrigen Keramik zu dienen. Bei Funden mittelalterlicher Gefäße und Scherben hat man bisher viel zu wenig auf die Fundumstände geachtet, regelmäßige Fundberichte sind nicht angelegt worden, und eine kleine Notiz mit flüchtiger Angabe des Fundortes genügt nicht, um eine Chronologie der mittelalterlichen Gefäße aufzustellen. Diese Unvollkommenheiten haben vielleicht ihren Grund darin, daß gerade bei Funden auf dem Stadtgebiete der Wissenschaftler meistens zu spät davon erfährt und leider erst dann an die Grabungsstelle kommen kann, wenn alles zerstört ist. So selten, wie immer angenommen wird, sind diese Funde nun freilich nicht. Bei fast allen Neubauten der letzten Jahre sind mittelalterliche Gefäße ausgegraben worden, so bei den Schachtarbeiten für das Süderoder-Kraftwerk, auf der Nikolaistraße beim Neubau Bielschowsky und bei Petersdorff auf der Schuhbrücke. Leider sind diese Funde nicht so genau zu datieren wie der, der im vorigen Jahre auf der Dominsel gemacht werden konnte.

Im Hofe des Physikalischen Instituts hinter der Kreuzkirche wurde im Juli vorigen Jahres damit begonnen, eine verhältnismäßig kleine, aber umso tiefere Baugrube auszuschanzen. Die Arbeiten waren schon mehrere Wochen im Gange, als das Museum die Nachricht erhielt, daß bei den Schachtarbeiten „Pfahlbauten“ gefunden worden seien. Diese Meldung kam gerade noch zur rechten Zeit, denn

vierundzwanzig Stunden später wäre die Wissenschaft wieder um einen bedeutenden Fund ärmer gewesen. Nach den Angaben der Arbeiter wurden verstreut im Grabungsgelände eine ganze Anzahl Scherben aufgefunden. Sie zeigten alle die goldgelbe Glasur, die in Schlesien um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert allgemein üblich ist. Außerdem war in einer Tiefe von ungefähr 2 m eine 15 bis 20 cm starke Schicht Weizenkörner aufgedeckt worden, deren Lage nach den Erzählungen der Arbeiter ungefähr bestimmt ist. (Vgl. Abb. 5, H.) Durch die verspätete Meldung mag vielleicht eine Menge Wertvolles vernichtet worden sein. Aus dem schon ausgeschachteten Erdreich konnte noch eine Vase gerettet werden, die, dem Alter nach zu urteilen, wohl in einer Tiefe von 3—4 m gelegen haben mag.

Das Bauopfer

Die „Pfahlbauten“ erwiesen sich als durchschnittlich 10 cm starke Bohlenwände, die senkrecht aus dem Grunde der Baugrube in einer Höhe von ungefähr 1 m herausragten. Man war beim Schachten schon, mit Ausnahme einer kleinen Ecke, bis zu einer Tiefe von 3,60 m gelangt. Beim Abtragen dieser Ecke wurde



a c b

Abb. 2 Bauopferfund etwa $\frac{1}{7}$ n. Gr.
a: Topf mit Geflügelknochen, b: Rußtopf,
c: Napf

mit dem Spaten ein henkelloser grauer Topf angestochen (vgl. Abb. 2 a). Eine flüchtige Untersuchung an Ort und Stelle ergab, daß er mit Geflügelknochen angefüllt war. Dies ließ vermuten, daß hier ein Bauopfer in der Erde steckte. Bei vorsichtigem Weitergraben wurden denn auch noch mehrere Gefäße ans Tageslicht gefördert: zwei schwarzgraue Henkeltöpfe, in denen sich je ein Glas befand, zwei ähnliche Töpfe mit Walnüssen angefüllt, zwei Topfkacheln, ein Gefäßboden mit Nägeln, ein kleiner Napf und das Fragment einer Ofenkachel mit dem Kaiserlichen Doppeladler in Relief. Angefüllt war die

Grube mit Hunde- und Schweineknöcheln, ferner mit Scherben, besonders glasierten, in den verschiedensten Färbungen. Vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Goldbraun sind alle Schattierungen vertreten. Ein Scherben zeigt sogar die seltene apfelgrüne Glasur. Nach dem Begräumen der Töpfe und Scherben konnte festgestellt werden, daß das Bauopfer regelmäßig angelegt worden war. An der Südseite dieser Grabungsstelle ragte eine der Holzwände hervor, die der Baumeister zur Versteifung der Grube bestimmt hatte. Parallel dazu war in ungefähr 0,80 m Entfernung eine kleine Ziegelmauer aufgeführt. Über diese waren Bretter gelegt und in einen Falz, den man zu diesem Zweck in die Holzwand geschnitten hatte, festgeklemt. So entstand ein fast würfelförmiger Raum von einer ungefähren Kantenlänge von

0,85 m. Die Ziegelmauer war durch die Masse zusammengebrochen und nur mit Mühe zu erkennen. Ich habe versucht, diese Bauopfergrube zu rekonstruieren, um einen, wenn auch flüchtigen Eindruck dieser im Mittelalter weitverbreiteten Sitte zu übermitteln (Taf. VIII, Abb. 1). Zu dieser Skizze möchte ich bemerken, daß einzelnes den Eindruck von „Verzeichnungen“ erweckt. Diese Stellen sind mit vollem Bewußtsein so ausgeführt, da die Bretter nicht den jetzt üblichen Parallelschnitt zeigen. Auch ist von der Ziegelmauer ein ganzes Stück weggenommen, damit man eine bessere Einsicht in die Grube hat. Links stehen die beiden Töpfe mit den Gläsern, rechts die Rußtöpfe, im Hintergrund der Bodenteil mit den Eisennägeln. Rechts vorn und links hinten liegen je eine der gefundenen Topfkacheln, vorn das Kachelfragment mit dem Doppeladler und dahinter der Napf. Ob die Ziegelmauer einfache oder doppelte Steinbreite hatte, ließ sich nicht feststellen. Im Interesse größerer Klarheit ist daher die einfache Breite gewählt worden.

Die gefundenen Töpfe (vgl. Abb. 2 a, b) zeigen alle den gleichen Typus: hohen, eiförmigen Körper mit eingezogenem Hals, kräftig ausladendem Rand und kleinem, etwas gefehltem Bandhenkel. Um den oberen Teil des Körpers, nahe am Halsansatz, zieht sich bei den Töpfen mit den Gläsern (einer unter 2 b abgebildet) und den Rußtöpfen, nicht aber bei dem mit den Geflügelknochen (Abb. 2 a) eine flache Doppelriefe herum. Der Ton ist grau bis grau-schwarz, die Oberfläche der Wandung sorgfältig geglättet.

Zwei von den Töpfen waren, wie schon erwähnt, mit Walnüssen angefüllt. Beim vorsichtigen Herauspräparieren der Schalen ergab sich, daß die Nüsse in ein doppeltes Säckchen eingehüllt waren. Es konnten einige Reste von zwei aufeinanderliegenden verschiedenen Geweben, einem feineren (außen) und einem gröberen (innen) konserviert werden. Die beiden Gläser steckten seltsamerweise verkehrt in den Töpfen, so daß sie beim Einsetzen in die Grube nicht mit irgend einem Getränk gefüllt sein konnten.

Glas I, ein Römer (Abb. 1 a) ist leider nur sehr unvollständig erhalten, jedoch noch so, daß die Form genau zu rekonstruieren war. Um den Rand der Rupper zieht sich eine fein gegliederte, zierliche Goldkante. Sie besteht aus mehreren verschieden starken Linien mit regelmäßigen, fast quadratischen Zähnen an der Unterseite. Zur Belebung sind in der Mitte der Goldstreifen kleine blaue, darüber eine Reihe einzelner und darunter eine je drei weißer, zu einem Dreieck komponierter Emailknötchen aufgesetzt. Die Gesamthöhe des Glases beträgt 12 cm.

Glas II (Abb. 1 b. Es wurde in dem unter 2 b abgebildeten Topf gefunden.) ist ein Becher, nach oben sich in zartem Schwunge erweiternd. Die Kante ist der von Glas I ähnlich, nur sind die Knötchen durchweg weiß und die untere Reihe ist einfach besetzt. Die Ergänzung ist nach den Maßen alter, vollständig erhaltener Exemplare vorgenommen worden. Beides sind typisch venezianische oder in venezianischer Art gefertigte Gläser aus der Zeit um 1500.

Die beiden Topfkacheln sollen, weil sie wegen ihrer Häufigkeit von geringem

Interesse sind, nur kurz erwähnt werden. Auf runder Bodenfläche erhebt sich, allmählich vierkantig werdend, die Wandung mit horizontalen Riefelungen. Der kleine Napf (Abb. 2 c) zeigt ein nach oben leicht ausgeschwungenes Profil; der Boden ist wenig eingezogen. Während die Töpfe sehr scharf gebrannt und dünnwandig sind, ist der Napf leichter gebrannt und viel klobiger. Der Gefäßunterteil mit den Eisennägeln gehört wohl sicher zu dem gleichen Typ wie die erhaltenen Töpfe.

Ebenso interessant wie wichtig für die Datierung ist das Rachelfragment. Durch Pressung in eine Modell hergestellt, zeigt es den gekrönten Kaiserlichen Doppeladler in typisch spätgotischen Formen (Abb. 3). Die langen Schwungfedern, die spiralförmigen Enden der Schwingen sind charakteristische Merkmale der verschwindenden Gotik. Stilistisch genommen gehört also die Rachel in die gleiche Zeit wie die Gläser. Der Doppeladler als Wappentier ist für die Datierung nicht verwendbar, denn er erscheint gerade in Schlesien schon in sehr alter Zeit, z. B. auf einem Siegel der Stadt Breslau vom Jahre 1262.



Abb. 3 Bauopferfund
Rachelfragment $\frac{1}{2}$ n. Gr.

Es sind also durch die Gläser und die Rachel genaue Anhaltspunkte für die Datierung des Bauopfers und damit auch der Töpfe gegeben: Man muß sie in die Jahre bald nach 1500 ansetzen. An der Stelle, wo sich jetzt das Physikalische Institut erhebt, stand bis fast zum Ende vorigen Jahrhunderts ein Gasthof, im Volksmunde „der Rodeltopf“ genannt. Urkundlich erwähnt wird der Großkretscham, wie sein Name eigentlich lautet, zum ersten Male in den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts. Auf dem Stadtplane von Bartholomäus Weyner vom Jahre 1562 ist er als stattlicher Gebäudekomplex eingezeichnet. Leider läßt sich nicht genau feststellen, wie viele Häuser dazu gehören. Vier sind auf alle Fälle gesichert, jedoch ist es möglich, daß die übrigen neun auch noch dazu zu rechnen sind. Es ist unwahrscheinlich, daß diese Gebäude alle auf einmal erbaut worden sind. Viel näher liegt die Annahme, daß im Laufe von mehreren Jahrzehnten sich der Gasthof allmählich vergrößert hat. Man kann also wohl ohne Gefahr annehmen, daß der Großkretscham im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts gegründet worden ist. 1526 kommt Schlesien unter großem Jubel der Bevölkerung zur Habsburgischen Monarchie. Bei einem Herrscherwechsel wurden früher die alten Privilegien erneuert und gewöhnlich auch neue verteilt. So mag es auch damals gewesen sein. Möglicherweise ist zu diesem Zeitpunkt der Gasthof konzeSSIONiert worden. Da die Häuser, für die das Bauopfer in Frage kommt, zu den Hauptgebäuden gehörten, so ist die zeitliche Festlegung des Bauopfers und damit auch der Töpfe und Scherben in die Jahre von 1526 bis 1530 völlig gerechtfertigt.

Das Behöft

Die Deckbretter der Bauopfergrube waren, wie schon erwähnt, in eine der vier zu einander parallel gestellten Holzwände eingefast. Diese Wände setzten sich, wie festgestellt wurde, tiefer in der Erde fort. Es war also notwendig, ihnen weiter nachzugehen. Ein gütiges Geschick half uns, denn zur Betonierung des neuen Baues mußten einige tiefe Gräben gezogen werden. Dadurch blieben in der Mitte der Grube drei Inseln stehen. (Vgl. Abb. 5. Die Inseln sind mit langen Schraffierungen umrahmt.) An einzelnen Stellen der Baugrube war von vornherein nicht mit Funden zu rechnen, so in dem 1 m breiten Streifen (vgl. Abb. 5 J) längs der Grundmauer und der Brunnenanlage (Br), die im vorigen Jahrhundert beim Bau des Instituts schon durchschachtet worden waren. Nebenbei möchte ich bemerken, daß die Grabungen sich außerordentlich schwierig gestalteten, weil der fette Erdboden völlig mit Astwerk durchsetzt war, und Scholle für Scholle vorsichtig mit der Hacke abgeschlagen werden mußte.

Die Gräben, die ich im folgenden nach den Himmelsrichtungen benennen will, wurden bis ungefähr 5,75 m Tiefe ausgehoben. Am interessantesten war zweifelsohne der östliche. Es konnte festgestellt werden, daß die Holzwände sich bis zu einer Tiefe von 5,85 m erstreckten (vgl. Abb. 4 A). Von ungefähr 4 m ab waren drei im rechten Winkel miteinander durch Quерwände in einfacher Verzinkung verbunden. Es waren so kleine Räume von verschiedener Größe entstanden, angefüllt mit regellos liegenden Holzstücken und Pfählen. (Taf. VIII, Abb. 2 zeigt den nördlichsten dieser Räume in ausgeschachtetem Zustand.) Gesteift waren die Wände durch 15 cm starke Pfähle, die bis ungefähr 6,25 m in der Erde steckten. Zwischen den beiden südlichsten Wänden, die nicht miteinander verbunden waren, ließ sich der Eingang erkennen, dessen einer Pfosten durch mehrere Pfähle besonders verstärkt war. Der Regelmäßigkeit des Grundrisses nach zu schließen, scheint es sich also um einen Ruzbau zu handeln. In den Räumen wurde eine fast 0,75 m starke Packung Pferdemit gefunden. (Abb. 4 u. 5. Diese Schichten sind durch kleine Punktierungen angedeutet.) Daraus läßt sich jedoch meines Erachtens nicht der Schluß ziehen, diese Räume seien früher einmal Pferdeställe gewesen. Den Größenverhältnissen nach wäre es ganz gut möglich; der breiteste der Räume mißt 2 m, der schmalste 1,40 m. Dagegen spricht aber die Tatsache, daß der Mist sich nicht direkt über dem zu vermutenden Erdboden, der in Höhe der danebenliegenden Dielung D₁ anzunehmen ist, befand, sondern erst, gerade so wie über D₁, 0,50 m höher. Aus seiner schichtenweisen Lagerung kann man schließen, daß er von der Ober angeschwemmt worden ist. Wahrscheinlicher ist die Deutung als Schuppen oder Vorratsgebäude, denn auch ein Wohnbau kommt wegen der Kleinheit der Räume nicht in Betracht. Da der weitaus größte Teil noch nach Osten zu in der Erde steckt, — ein Weitergraben war aus finanziellen Gründen nicht möglich — so läßt sich ein genaues Urteil über den Zweck dieses Baues nicht geben. Ich erwähnte schon die

Dielung D_1 , von der auch nur ein kleiner Teil aufgedeckt werden konnte. Sie bestand aus mehreren, fast 2,5 Zoll starken Eichenbohlen, die durch Feuchtigkeit derartig hart geworden waren, daß es nur unter größter Kraftanstrengung gelang, sie mit dem Beil loszuschlagen.

Die Inseln wurden im Verlauf der weiteren Schachtarbeiten noch um 0,25 m abgetragen. Dabei kamen die Pfahlgruppen E_1 und E_2 zutage. Leider war es an diesen Stellen aus bautechnischen Gründen nicht möglich, tiefer zu graben. Jedoch ließ sich an einem Pfahl (dem östlichen von E_2), der hart am Rande der Insel stand, feststellen, daß er sich bis zur gleichen Tiefe erstreckte wie die Stützpfähle von A. Man darf wohl ein gleiches für die übrigen annehmen. Auffallend ist, daß die südliche Pfahlreihe sich in der Verlängerung der einen Bohlenwand erstreckte, in einem Abstand von 0,80 m. Irgendeine Verbindung zwischen beiden konnte nicht festgestellt werden. An den einander zugekehrten Seiten der Pfahlgruppen waren Stämme von 30 cm Dicke gelegt. Eine Nachprüfung ergab, daß sich diese Stämme mindestens noch zwei weitere Lagen tief fortsetzten. Scherben wurden an dieser Stelle nicht gefunden, jedoch zeigte sich wie bei A eine Schicht Pferdemist. Wegen der auffallenden Ähnlichkeit von E_1 und E_2 neigte ich zuerst zu der Ansicht, daß beide zusammen ein Torbau seien. Dies ist jedoch unmöglich, da 1,25 m Zufahrtsbreite nicht genügen. Auch die Annahme, es sei eine Kanalschleuse für Abwässer, ist irrig, da erstens einmal die Dielung D_2 direkt vor dem Abfluß liegt, zweitens aber auch Abwässerkanäle auf der kleinen Domininsel unnütz wären. Am einleuchtendsten ist wohl die Deutung, daß E_1 und E_2 offene Schuppen waren, vielleicht für Heu oder Stroh bestimmt, der dazwischen liegende Teil eine Art offene Tenne. Der Bau wäre dann eine kleine Feldscheune mit zwei Banfen.

Ich erwähnte schon die Dielung D_2 , in gleicher Höhe wie D_1 gelegen. Auch hier wieder die Pferdemistpackung. Der am meisten zerstörte Teil der Grube war die Nordwand. Hier erhob sich nach den Berichten der Arbeiter in ungefähr 2 m Tiefe ein „Dach“ (Abb. 5 F), auf mehreren Pfählen ruhend. Diese Pfosten waren noch erhalten (L) bis auf einen (L_1), dessen Lage nach den Angaben der Arbeiter rekonstruiert worden ist. Ein Dach wird diese Bohlenlage wohl nicht gewesen sein, sondern eher der Fußboden eines der Nudeltopfgebäude. Dafür spricht die Tatsache, daß das „Dach“ völlig horizontal angelegt worden war und keine Neigung zeigte. Der Baumeister des Groß-Kretschams hat sich nicht erst die Mühe gemacht, diese Stüßbalken auszugraben, sondern sie einfach als eine Art Fundament für die Dielung verwendet. In der nicht mehr abgeschachteten Wand zwischen dem nördlichsten Balken L und dem Baumstamm G steckte eine Pfahlmauer. Diese war durch den Stamm auseinandergetrieben und die Pfähle seitlich abgedrängt worden. Nach Angaben, die die Arbeiter machten, soll der Baumstamm, der vertikal lag, 6—8 m weit aus der Schachtwand heraus in die Grube geragt haben. Das ist wohl sicher übertrieben, denn bei dieser Länge würde er E_2

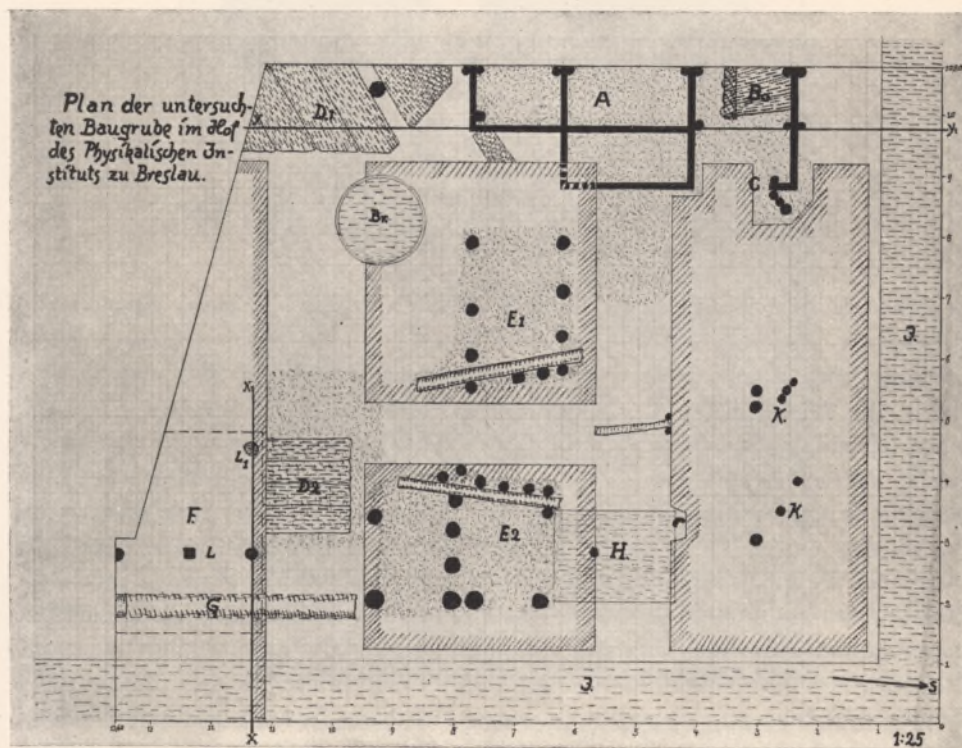
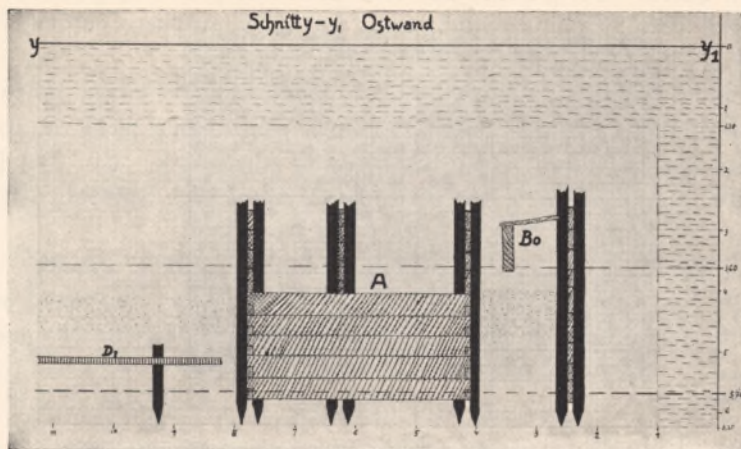


Abb. 4 Schnitt y-y, an der Ostwand der Baugrube; Abb. 5 Grabungsplan.

durchstoßen haben. Er ist daher auf dem Plan nur soweit eingezeichnet worden, wie es nach dem Befund möglich war. Die Pfahlgruppen auf der südlichsten Insel (K) zeigen in ihrer Anlage kein System mehr.

Die Baulichkeiten A, E₁ und E₂ und ebenso die Dielungen lassen in ihrer strengen regelmäßigen Anlage eine geschlossene Ansiedlung, wohl ein Gehöft, erkennen, das uns leider nur noch fragmentarisch erhalten ist. Ein Teil steckt noch in der Erde, der andere mag beim Bau des Physikalischen Instituts zerstört worden sein.

In dieser Kulturschicht wurden nur wenig Gefäßfunde gemacht. Über der Dielung D₁ kam eine Schüssel ans Tageslicht (Abb. 6 a). Sie besteht aus scharfgebranntem grau-gelbem Ton und zeigt an der breiten Oberseite des ausladenden



a

b

Abb. 6 $\frac{1}{6}$ n. Gr. a: Laufrädchenschüssel b: Großer Napf

Randes ein kräftiges Laufrädchenmuster, das mit einem erhabenen Stempel eingedrückt ist. Ungefähr 0,20 m über der Schüssel wurde ein Topf gefunden, aus der gleichen Tonmasse hergestellt. Rings um ihn verstreut, zum Teil auch in ihm, lagen eine Menge Kirschkerne. Leider ist er nur zur Hälfte erhalten. Er zeigt einen eiförmigen Körper mit kräftigen horizontalen Riefelungen. Der Rand ladet stärker aus als bei den unter 3 a, b abgebildeten Töpfen. Dieses Gefäß genau zu datieren ist sehr schwer, da die Eiform sich in Schlesien mehrere Jahrhunderte gehalten hat. Schon in der slavischen Zeit finden wir einen ähnlichen Typus und auch noch im 16. Jahrhundert. Wie weit sich bei der großzügig angelegten Kolonisation im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Deutsches mit Slawischem vermischt hat, läßt sich vorläufig noch nicht sagen. In diesem Falle bietet zur Datierung des Topfes die Laufrädchenschüssel einen Anhaltspunkt. Die deutschen Töpfer, so nimmt man allgemein an, haben mit ihrem Formenschatz auch die Laufrädchentechnik mitgebracht. Das ist wahrscheinlich, denn bisher sind in der slawischen Zeit derartige Ornamente nicht beobachtet worden. Man setzt daher die Lauf-



1 Rekonstruktion des Baupfers.



2 Hausede an der Ostwand der Baugrube.

rädchengefäße ins 13. Jahrhundert. Dadurch ist der Kirschentopf, ja das ganze Gehöft, einigermaßen datiert. Einige Scherben, die im Mittelgraben gefunden sind, lassen auf die gleiche Zeit schließen. Demnach wäre das Gehöft ins 13. Jahrhundert zu verlegen. Eine eichenhölzerne Schlittenkufe die auf der Dielung D₂ lag, gehört in dieselbe Zeit. Streng genommen kann man sie eigentlich nicht als „Schlittenkufe“ bezeichnen, sie ist vielmehr der Rest einer „Schleife“, wie wir sie auf dem Lande noch heute zum Abtransport des Stalldüngers zur Grube in Gebrauch finden. Ein seltsamer Fund sei noch erwähnt. Im Mittelgraben, unter der südöstlichen Ecke des Weizenfeldes grub ich, weil dort einige Scherben zum Vorschein gekommen waren, einen kleinen Stollen in die Grubenwand. Ans Tageslicht beförderte ich den Rest einer lederen Schuhsohle von beträchtlicher Größe. Erst glaubte ich, einer Mystifikation, einem Scherz der Arbeiter zum Opfer gefallen zu sein; jedoch war der Boden völlig unberührt, mithin der Fund gesichert. In dem Stollen fand sich auch eine Muschelschale. Schon während des Ausschachtens der Gräben waren mehrere Muscheln zum Vorschein gekommen.

Wie schon erwähnt wurde, waren die Räume von A völlig mit kreuz und quer liegenden Pfählen angefüllt. Auf dem ganzen Grabungsgelände fand man wirr durcheinander große und kleine Holzstücke. Überall hatte man den Eindruck einer gewaltigen Zerstörung. Ein Brand kann das Gehöft nicht zerstört haben: Brandspuren sind nirgends wahrgenommen worden. Am nächsten liegt wohl die Annahme, daß eine gewaltige Naturkatastrophe, ein Hochwasser hier gewütet hat. Das Gehöft lag ja damals nahe am Wasser, denn der Oderarm, der sich hinter dem Dom vom Hauptstrom abzweigte und sich dann in der Gegend des Gneisenauplages wieder mit ihm vereinigte, floß, wie aus dem Stadtplan von 1562 ersichtlich ist, nur vielleicht 30—40 m an dem Gebäudekomplex vorbei. Eine Überschwemmung konnte also ganz gut dieses Gelände erreichen. Dafür sprechen ja auch die Muschelschalen. Der Baumstamm (G) ist für die Konstruktion irgendeiner Baulichkeit an der betreffenden Stelle nicht zu erklären. Er lag weder in der Höhe der Dielung, noch in der des Daches, sondern zwischen beiden. Er hatte, wie schon erwähnt, eine Pfahlwand durchstoßen und einzelne Pfähle seitlich abgedrängt. Bei den großen Hochwassern der letzten Jahre ist es ja öfters vorgekommen, daß Baumstämme Häuserwände durchbohrt haben. Wieviel leichter konnte er eine dünne Holzwand eindringen. Meine Annahme, daß der Eichenstamm, im Hochwasser mit ziemlicher Geschwindigkeit treibend, die Hauswand einfach überrannt hat und dann stecken geblieben ist, ist also wohl gerechtfertigt. Der Boden hatte durchweg den Charakter eines Schwemmlandes. Darauf weist das Altwerk, mit dem der Boden völlig durchsetzt war, und mehrere gefundene Tierknochen, die wohl von fortgespülten Kadavern herrühren. Nachdem das Gehöft einmal zerstört war, haben nach und nach kleinere Hochwässer immer mehr Schlamm angeschwemmt, und so konnte sich im Laufe von zwei Jahrhunderten an dieser Stelle, die wohl, weil zu gefährdet, nicht besiedelt war, zwei bis drei Meter Boden ansetzen.

Einzelfunde

Außer den beiden geschlossenen Funden wurde noch einiges aufgedeckt, was weder zu dem einen noch dem anderen gehört. Als erstes ein großer Napf (Abb. 6 b). Er ähnelt der daneben abgebildeten Schüssel (Abb. 6 a). Der Kontur weist fast die gleichen Linien auf, die Außenwand zeigt schwache Riefelungen. Er wurde nördlich der Bauopfergube, nur etwas tiefer, gefunden. Das läßt darauf schließen, daß er wohl kurze Zeit vor jenen Töpfen entstanden ist. Dann würde auch die bisher nur gefühlsmäßige zeitliche Festlegung dieser Gruppe ins 15. Jahrhundert richtig sein.



Abb. 7
Doppelhenkeltopf $\frac{1}{4}$ n. Gr.

Interessanter als der Napf ist das Doppelhenkeltöpfchen, das in gleicher Tiefe westlich des Bauopfers gefunden wurde (Abb. 7). Es ist aus gelb-braunem Ton und zeigt elf unregelmäßige Reihen von dreieckigen, mit einem spitzen Instrument eingedrückten Stichen. Die beiden schwach geklachten Bandhenkel sind nach der Ornamentierung aufgesetzt worden. Dieses Töpfchen ist, soviel ich weiß, ein Unikum. Mir ist bis jetzt nichts Derartiges zu Gesicht gekommen. Daher ist natürlich eine Datierung sehr schwer. Auf Grund seiner Lage im Boden kann man es ins 15. Jahrhundert setzen, ob in den Anfang oder das Ende, ist nicht zu entscheiden.

Besonders schön und wertvoll ist die schon erwähnte Vase aus fein geschlammtem grauem Ton, sehr hart gebrannt und mit einer dünnen braunen Glasur überzogen (Abb. 8). Sie zeigt einen schlank birnförmigen Körper, der auf einer breiten, durch Fingereindrücke gewellten Standplatte aufliegt. Um den unteren Teil der Wandung zieht sich ein einfaches, aus kleinen Parallelstreichen bestehendes Laufrädchenornament, das sich am Halsansatz wiederholt. Darüber sitzt eine primitive Spirale in sechs Windungen. Der Oberteil des Körpers ist durch ein gepunztes Muster verziert. Abwechselnd, den schwarz-weißen Feldern des Schachbrettes entsprechend, ist ein Feld in der Fläche stehen gelassen, das andere dagegen vertieft. Aus dieser Vertiefung ragen vier Pünktchen hervor. Der Rand ist leider nicht mehr erhalten. In Schlesien sind Gefäße dieser Art nie hergestellt worden, und so dürfte es sich bei unserm Stück um Importware handeln. Seine nächsten Verwandten besitzt es in den Dreihäusener Steinzeugtrausen. Otto v. Falke hat eine Reihe von Gefäßen zusammengestellt (Kunst und Kunsthandwerk, Jahrgang 1907, S. 295 ff.) und als ihren Ent-



Abb. 8
Steinzeugvase aus Dreihäusen b. Marburg $\frac{1}{3}$ n. Gr.

stehungsort Dreihausen bei Marburg festgelegt. Im Städtischen Museum zu Frankfurt a. M. befindet sich ein ähnliches Exemplar, das Robert Schmidt in der Festschrift kürzlich veröffentlicht hat. Alle Gefäße zeigen fast ausnahmslos das gleiche schachbrettartige Muster als Grundmotiv. Bei den bisher bekannten finden sich kleine Unterbrechungen des Musters dergestalt, daß einige der stehen gebliebenen Felder in Zickzacklinien angeordnet sind. Das ist auch bei unserer Vase der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß zwei Linien gegen einander gestellt sind, so daß Rauten entstehen. Die Männerköpfe, die sich auf den von Falke und Schmidt veröffentlichten Steinzeugkräusen in Reliefaufgabe befinden, fehlen bei dem Breslauer Exemplar. Auch ist der Fuß wesentlich einfacher gehalten. Er zeigt nicht die vierpaßähnliche Form, sondern eine runde, durch Fingereindrücke gewellte Standplatte. Unser Stück ist auch erheblich kleiner, es mißt nur 16,5 cm, während die übrigen fast durchweg doppelt so groß sind. Falke hat nachgewiesen, daß die Dreihäusener Krüge in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts entstanden sind. Unsere Vase ist demnach in die gleiche Zeit zu setzen. Ihrer ganzen Form nach zeigt sie nicht die edlen, eleganten Linien wie die übrigen. Sie macht einen etwas plumperen, primitiveren Eindruck und mag daher in die frühe Zeit der Dreihäusener Töpferei gehören. Als Importstück ist sie natürlich für die Wirtschaftsgeschichte Schlesiens von besonderem Interesse, da sie wieder einen Beweis für die regen Handelsbeziehungen unseres Landes zum westlichen Deutschland liefert.

Betrachtet man die Ergebnisse der Grabung im ganzen, so sieht man, wie wichtig es ist, auch bei Grabungen auf mittelalterlichem Gebiet ebenso genau auf die Fundumstände zu achten und ebenso systematisch zu graben, wie es auf dem vorgeschichtlichen geschieht. Nur dann wird der Kunst- und Kulturgeschichtler in der Lage sein, Kulturzusammenhänge der frühdeutschen Zeit unseres Heimatlandes zu erschließen und eine geschlossene Entwicklungsreihe der schlesischen Keramik aufstellen können.

Christian Gündel

Zum Grabdenkmal Peter Wlasts

Das Lumbengrab des bekannten Grafen Peter Wlast († 1153) ist nicht mehr erhalten. Über sein ungefähres Aussehen sind wir durch drei Abbildungen aus dem 18. Jahrhundert unterrichtet, die wieder auf eine Zeichnung des 16. Jahrhunderts zurückgehen. Diese selbst, heut auch nicht mehr nachweisbar, war vor dem Abbruch des alten Binzensklosters auf dem Elbing (1529) von Heinrich Rybisch angefertigt worden oder auf seine Veranlassung entstanden. Auf Grund der erwähnten drei Zeichnungen hat Christian Gündel den Versuch unternommen, die beiden Gestalten des Doppelgrabmals, Peter und seine Gemahlin Maria, als Nachbildungen des Grafen Ekkehard und seiner Gattin Uta im Westchor des Domes von Naumburg a. S. nachzuweisen¹). In bezug auf die Männergestalt ist dieser

¹) Christian Gündel, Das schlesische Lumbengrab im 13. Jahrhundert (Straßburg 1926) S. 22 ff. Seinem Vorgange folgend, bezeichne ich weiterhin die drei Zeichnungen mit Ms. IV, Baro I, Baro II und die Rybischzeichnung mit R.

Nachweis völlig geglückt. Fraglicher erscheint er gegenüber den beiden Frauen, wenn man die wahrhaft klassische Gestalt der Uta mit der der Maria vergleicht. Aber der sonst unerklärbare Gewandteil auf Baro I, der bis zu deren rechten Wange emporreicht, läßt sich nicht anders erklären, als wie Gündel es tut, nämlich als der mißverstandene rechte Arm wie bei Uta. In Baro II. und Ms. IV. ist er dann immer mehr zusammengeschrumpft. In allen drei Zeichnungen ist an Stelle des scheinbar fehlenden rechten Armes ein zweiter getreten, der in wagerechter Haltung das Kirchenmodell zusammen mit der linken Hand trägt. Dieses würde nach dem Gebrauch des Mittelalters Maria als die Kirchengründerin, das heißt hier der alten Vinzenzkirche, bezeichnen. Das war sie aber nicht, sondern ihrem Gemahl Peter wird die Gründung verdankt. Daß er kein Modell trägt, darf uns nicht auffallen, weil auch die derselben Zeit angehörenden Grabfiguren Heinrichs IV. in der Breslauer Kreuzkirche und Volkos I. in Grüssau, trotzdem sie die betreffenden Kirchen und religiösen Gemeinschaften an ihnen gestiftet haben, keine Modelle halten¹⁾. Um so weniger aber dürfen wir ein solches bei seiner Gemahlin voraussetzen. Merkwürdig ist auch die Gestalt und die Größe der von ihr gehaltenen Kirche für jene Zeit, wo das Grabdenkmal entstanden ist (nach Gündel zwischen 1270 und 1290). Man vergleiche damit das Modell auf der Zumbenfigur des Boleslaus von Liegnitz in Leubus (Luchs, Fürstenbilder Tafel 16) und außerhalb Schlesiens dasjenige des Braunschweiger Domes auf dem Grabmal Heinrichs des Löwen und das des Grafen Debo in Wechselburg. Ferner hatte die alte Vinzenzkirche nach Ausweis der wenn auch unvollkommenen Abbildungen²⁾ nur einen Turm, während wir hier deren zwei finden, ganz abgesehen von der unmöglichen Anordnung von zwei Fensterreihen übereinander. Aus alledem muß man schließen, daß die Gemahlin Peters auf dem Grabmal überhaupt kein Kirchenmodell getragen hat. Denken wir uns den falsch ergänzten rechten Arm weg, so ergibt sich auch die Unmöglichkeit, wie sie es mit der Linken gehalten haben könnte. Leider wissen wir ja nicht, wie die Urzeichnung R. ausgesehen hat. Der ergänzte rechte Arm kann aber in ihr nicht enthalten gewesen sein, und auch sonst zeigen die drei jüngeren Bilder Elemente, die niemals dem Denkmal und R. geeignet haben können (z. B. die Kartusche zwischen den beiden Grabfiguren). Nehmen wir mit Gündel an, daß R. stark mitgenommen war und damit die jüngeren Zeichner zu Ergänzungen veranlaßte, so kann man ihnen oder richtiger dem ersten unter ihnen, den die anderen kopierten, auch die Ergänzung des Kirchenmodells zutrauen. Ein Vorbild dafür fand sich in nächster Nähe des früheren Vinzenzklosters: das Tympanonfeld in der alten Sandkirche (über der Sakristeithür), das zeigt, wie Maria, die Gattin des Peter Wlast, das Kirchenmodell der Gottesmutter darbringt. Hier finden

¹⁾ Die alte Grabfigur Hedwigs, deren Entstehung man früher in dieselbe Zeit setzte, gehört, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, erst dem 16. Jahrhundert an. (Zeitschr. d. schles. Geschichts- u. 55. Bd. S. 25 ff.)

²⁾ Schlesiens Vorzeit, Neue Folge I 61 u. Tafel 6.

wir wirklich auch zwei Türme. Im Zusammenhange damit möchte ich auch noch auf etwas anderes hinweisen. Auf den drei Zeichnungen trägt Maria eine Kopfbedeckung, die man als Herzogskrone ansprechen könnte. Eine solche stand aber der Gräfin gar nicht zu, und damals und noch bis ins 15. Jahrhundert hinein wurden selbst Fürstinnen nicht mit ihr dargestellt¹⁾. Sehen wir uns nun die Kopfbedeckung Marias noch einmal genau an, so finden wir, daß sie auffallend der doch wohl als Krone anzusprechenden der Jungfrau Maria auf dem Sandkirchenrelief gleicht, und das verstärkt die Ansicht, daß auch diese Krone von dort in unsere Zeichnungen herübergenommen worden ist. Auf allen dreien hängt in der Mitte der Figur über den Leib ein Gewandteil herunter, der bei der Anordnung des Mantels als Teil desselben ganz unmotiviert ist. Er findet aber sein Gegenstück in der Figur der Uta, die mit der linken Hand den Mantel in einem Bausch aufgerafft hat. Das berechtigt zu der Annahme, daß dieser in Anlehnung an das Raumburger Vorbild auch auf unserem Grabmal und auf R. vorhanden war. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß auf letzterem dieser vielleicht ungeschickt oder zu groß gezeichnete Bausch die Veranlassung für den ersten jüngeren Zeichner war, daraus das Kirchenmodell zu machen. Weil nun der zweite rechte Arm als Stütze des Kirchenmodells hinzugekommen war, wurde naturgemäß die linke Hand von dem ursprünglichen Bausch abgerückt, von dem nur der herabhängende Teil übrig blieb. Auffällig ist auf Ms. IV die sonst nicht motivierte Spreizung der linken Hand, besonders das Absteigen des kleinen Fingers. Dasselbe findet sich bei Uta, hier durch das Aufnehmen des schweren Mantels bedingt. Dann müßte allerdings wohl dem Zeichner von Ms. IV neben Baro I oder II auch R. vorgelegen haben, was leicht möglich ist. Dafür spricht auch das auf die linke Schulter herabwallende lange Haar Peters, das auch Ekkehard trägt, während bei Baro I und II die Köpfe kurz geschoren sind. Berücksichtigen wir alles das, so wird die Gündelsche Hypothese auch für die Gestalt der Maria zur Gewißheit.

Waren, wie man annehmen muß, die beiden Grabfiguren vollplastisch, so müssen ihre Häupter auf Rissen geruht haben, wie bei allen anderen Grabfiguren, da sonst, weil diese stehend gedacht sind, die Köpfe in der Luft geschwebt hätten. Ganz abgesehen von der unmöglichen Kartusche zwischen ihnen wird infolgedessen aber auch die Architektur sehr verdächtig. Ich möchte annehmen, daß auch sie eine Ergänzung des ersten Zeichners aus dem 18. Jahrhundert ist. Als Vorbild mögen ihm Abbildungen von Siegeln gedient haben, natürlich in der Auffassung und Art dieser Zeit, die vom Original nur zu oft bedeutend abweichen.

Die alten Abbildungen zeigen uns, daß an den Ecken der Wasttumba Löwen als Wächter des Grabmals angeordnet waren. Von dem stilistischen Charakter der Tiere lassen die unvollkommenen Zeichnungen nichts erkennen; sie sind im Sinne des 18. Jahrhundert ganz realistisch gehalten. Auffällig ist nur das Herabhängen der Mähne in einzelnen Streifen. Nun befinden sich im Burgfeld-

¹⁾ Vergl. meinen angeführten Aufsatz, S. 24 f.

zeughaufe die stark mitgenommenen Reste steinerne Löwen, deren besterhaltenen Wiese neuerdings in dem Berichte über den Tag für Denkmalpflege und Heimat-schutz in Breslau 1926 auf Seite 19 in dankenswerter Weise zum ersten Male veröffentlicht hat. Darüber, daß diese Stücke vom alten Binzenskloster stammen, dürfte kaum ein Zweifel bestehen. Die seitliche Kopfwendung des hochaufgerichteten Tieres könnte dafür sprechen, daß wir in ihm und dem anderen fast unkenntlich gewordenen Steinbilde zwei der Ecklöwen des Denkmals vor uns haben. Es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß der naive Urzeichner die flammenartig flutende Mähne auf die schon angedeutete Weise wiedergegeben hat. Auch stilistisch dürften die beiden Löwen, soweit es sich aus dem einen ersehen läßt, in die Entstehungszeit der Wlastumba passen.

Paul Rnötel

Schlesiens ältester Inschriftstein

In meinem Aufsatz über „Die Anfänge des monumentalen Stiles in Schlesien“ (Schlesiens Vorzeit N. F. IX) habe ich wiederholt des Inschriftensteines gedacht, dessen Trümmer 1908 auf halber Höhe des Zobtenberges in der nächsten Umgebung des Petersteines gefunden worden sind. Die einzigartige Bedeutung dieser Inschrift läßt es angezeigt erscheinen, sie einer gesonderten Betrachtung zu unterziehen und namentlich auf die für ihre Entzifferung entscheidenden Momente etwas näher einzugehen.

Schon bald nach der Auffindung war man sich darüber klar, daß die mit Schriftzeichen bedeckten Bruchstücke in engster Beziehung zu dem benachbarten Petersteine stehen müßten. Das verwendete Gestein, ein aus größerer Tiefe heraufgeschaffter Granit, die Technik der Bearbeitung, der romanische Charakter der Buchstaben, der Verwitterungsgrad — alles sprach für dieselbe Zeit und Herkunft. Dunkel blieb der Inhalt der Inschrift. Man konnte an dem Hauptfragment allenfalls erkennen, daß sie mit dem Worte ANNO, also mit der Angabe einer Jahreszahl, begann, aber mit den weiteren Buchstaben: BING oder BINC, NAO oder NAC, und den ganz vereinzelt Resten der kleinen Fragmente ließ sich zunächst nichts anfangen. Auf den richtigen Weg wurde ich erst geführt, als die Beschäftigung mit



Abb. 1

Inschriftstein vom Zobtenberg. Rekonstruktion.

den Externsteinen bei Paderborn, deren berühmte Grotte mit der Kreuzabnahme manche Vergleichspunkte mit den Zobtenaltertümern bietet, mich auch zu einer näheren Betrachtung der dort im Grotteninneren angebrachten Inschrift nötigte. Ich bringe sie in der Wiedergabe von C. Dewig (Die Externsteine bei Detmold, Breslau 1886), nachdem ich mich an Ort und Stelle durch Entnahme von Fließpapier-Abdrücken von der Treue der Zeichnung überzeugt habe.

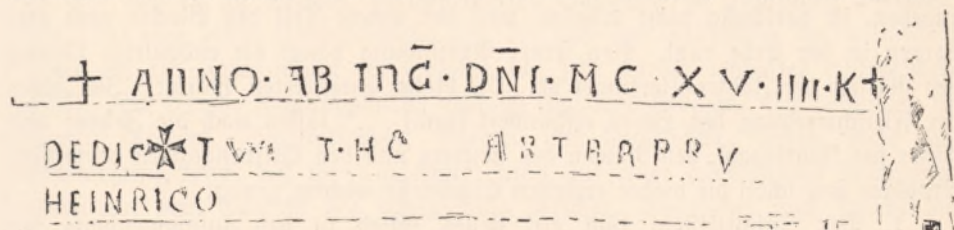


Abb. 2 Externstein-Inschrift

Auch diese Inschrift ist nur teilweise, aber doch viel vollständiger erhalten, als die unsrige. Sie besagt, daß die heilige Grotte durch Heinrich, Bischof von Paderborn, im Jahre 1115 gestiftet oder geweiht worden sei. Die Zeichen: III K scheinen das Tagesdatum anzudeuten, sind jedoch nicht zweifelsfrei. Für unsere Zwecke wichtig ist nur die formelhafte Einkleidung der Jahreszahl Anno ab incarnatione Domini MCXV. Es ist die im Anfang des zwölften Jahrhunderts allgemein übliche Datierungsformel, die später zu Anno Domini verkürzt worden ist. Hat man sie einmal gefunden, so leuchtet ohne weiteres ein, daß sie auch in der Zobteninschrift enthalten und diese so zu ergänzen ist, wie Abb. 1 zeigt. Die einzige Schwierigkeit, zugleich auch die Ursache der bisherigen Unklarheit, bietet die durch Raumnot nicht begründete Zeilentrennung des Wortes AB. Daß aber die Stücke bei unserer Lesung richtig zusammengefügt sind, wird durch die an den Originalen sichtbaren Behauungen und die sich passend aneinanderschließenden Bruchflächen außer jeden Zweifel gestellt.

Eine merkwürdige Abweichung in den Buchstabenformen der beiden Inschriften darf nicht unerwähnt bleiben. Die vom Zobten verwendet ausschließlich die alten eckigen Kapitalen, die der Externsteine daneben schon einzelne gerundete „gotischer“ Form¹⁾. Sie macht somit einen typologisch jüngeren Eindruck. Zwei Erklärungen sind dafür denkbar. Entweder ist sie wirklich jünger und erst einige Jahrzehnte nach der Fertigstellung der Grotte als nachträgliche Datierung angebracht. Oder die Veränderung der Schrift ist in Westdeutschland früher eingetreten als bei uns im Osten. In jedem Falle fällt der altertümliche Charakter der Zobtener Inschrift für deren frühe Entstehungszeit ins Gewicht.

¹⁾ Zweimal zeigt das N gotische Rundung, wogegen das M durchweg die Kapitalform beibehalten hat. In dem Worte ANNO sind sogar beide Formen des N nebeneinander gesetzt. Wollte der Steinmetz damit seine Kenntnis des Neuen bekunden?

Wie erwähnt, stimmen die ergänzten Teile der Inschrift auch gut zu den Maßen, die sich aus den Behauungen der erhaltenen Stücke für die Größe des Ganzen ergeben. Die ursprünglichen Kanten sind trotz der Verwitterung selbst bei den kleinen Fragmenten noch wohl erkennbar, so die obere rechte Ecke bei A und die rechte Seitenkante bei NE. Die Breite des Werkstücks muß danach 0,40 m betragen haben. Auf ungefähr ebensoviel ist die Tiefe zu schätzen. Die Höhe anzugeben, ist vorläufig nicht möglich, weil der untere Teil des Blockes noch verborgen in der Erde ruht. Von seiner Auffindung hängt die endgültige Lösung des Rätsels der Zobtenaltertümer ab. Die bisher entzifferten Worte: „Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn elfhundert [und] ...“ lassen noch die Zehner und Einer der Jahreszahl, den Namen des Stifters und den Stiftungszweck vermissen. Trotzdem sind schon die bisher erzielten Ergebnisse wichtig genug:

1. Der Inschriftstein fügt ein neues Glied in den Zusammenhang der granitenen Steinbildwerke des Zobtengebietes.

2. Er bildet einen neuen und entscheidenden Beweis, daß alle diese Werke dem christlichen Kunstkreise entstammen und dem christlichen Kulte gedient haben.

3. Er zeugt im Verein mit anderen, an derselben Stelle gefundenen Architekturteilen und dem Peterstein dafür, daß hier, ähnlich wie bei den Externsteinen, ein kapellenartiger Bau gestanden hat, geweiht dem Apostel Petrus, dem Schutzpatron vieler damaliger Kloster- und Kirchengründungen. Nach den Abmessungen des Steines—geringe Breite bei verhältnismäßig großer Tiefe—dürfte er in die Mauer des kleinen Bauwerkes, vielleicht über dem Eingang, eingefügt gewesen sein.

4. Die augenscheinlich mit roher Gewalt erfolgte Zertrümmerung des Steines in kleine Splitter und deren Lage auf einem Raume von wenigen Quadratmetern beweist, daß er an seinem ehemaligen Standort absichtlich zerstört worden ist. Die Wirkung der Arzhiebe ist besonders deutlich an der tiefen Rücke in der Mitte der Oberkante zu beobachten. Dem entspricht der Zustand der Petrusfigur: auch sie ist an Kopf, Armen und Beinen gewaltsam verstümmelt. Nur die gewaltige Masse des Rumpfes setzte hier der Vernichtungswut ein Ziel.

5. Der Abbruch muß wenige Jahrzehnte nach der Errichtung des Werkes erfolgt sein. Denn schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, bei der Grenzziehung Herzog Heinrichs I., wurde der Peterstein durch Einmeißeln eines schrägen Kreuzes auf der Vorderseite zur Grenzmarke gestempelt, und als solche in der betreffenden Urkunde ausdrücklich erwähnt¹⁾. Als Beweggrund der Zerstörung wird man mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit einen jener Rückfälle des Volkes ins Heidentum anzusehen haben, deren die Chronisten gelegentlich, wenngleich aus einer etwas früheren Zeit, gedenken. Der uralte Göttersitz auf dem Zobten ist nicht ohne Gefahr von den Bekennern des neuen Glaubens in Besitz genommen worden.

Georg Lustig

¹⁾ G. Lustig, Der Kriemhildenstein am Zobtenberge, Mitteilungen der Schlesischen Ges. für Volkskunde. Breslau 1907, Heft XVIII.

Die Schlesiſchen Silberfunde der ſpät-ſlawiſchen Zeit

Gemünztes Geld erſcheint in Schleſien in nennenswerter Menge zum erſten Male während der römischen Kaiſerzeit, alſo in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung. Die damals hier anſäſſigen Germanen erhielten es auf dem Handelswege im Tausch gegen einheimiſche Waren, auch wohl als Kriegsbeute oder von den in die Heimat zurückgekehrten Söldnern in römischen Dienſten. Dann tritt eine lange Unterbrechung ein, bis nach der Gründung des polniſchen Reiches im 10. Jahrhundert im Gefolge des jezt wieder lebhafter einſetzenden Handels auch fremde Zahlungsmittel reichlich ins Land ſtrömen. Sie beſtanden in ſilbernen Münzen, Schmuckſachen, Barren und Gußſtücken. Schon dieſe Zuſammenſetzung zeigt, daß ihr Tauschwert nicht auf einer anerkannten Währung, ſondern auf dem Gewicht des Edelmetalls beruhte. Deutlicher noch ſpricht die Tatſache, daß die Münzen und anderen Beſtandteile größtenteils zerſtückelt ſind, und daß mit ihnen zuſammen gelegentlich kleine Schalenwagen und Gewichte gefunden werden¹). Was uns davon erhalten iſt, ſtammt in der Hauptsache aus vergrabenen Schätzen. Es ſind größere oder kleinere Silbervorräte, die in Beutel gefüllt und in ein Tongeßäß gepackt, der Erde anvertraut wurden, wie es früher mit Bronzeſachen und Goldringen geſchehen war und mit Geldvorräten zu allen Zeiten geſchah. Unter den Münzen überwiegen anfangs die orientaliſchen Gepräge: Dirhems arabiſcher Dynaſtien im Oſten des Kaſpiſchen Meeres. Seit der Mitte des 10. Jahrhunderts treten daneben europäiſche, namentlich deutſche und böhmische Münzen, um bald herrſchend zu werden. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts gewinnen die Münzen des öſtlichen Europa: Böhmens, Mährens, Ungarns und Polens, die Oberhand. Im 12. Jahrhundert hören die „ſackſilberfunde“ allmählich auf. Ihre hiſtoriſche Bedeutung wird darin erblickt, daß ſie den Gang des Handels und die Entwicklung des Geldverkehrs in jener an ſchriftlichen Zeugniſſen armen Frühzeit ziemlich getreu widerſpiegeln.

Beachtung hat dieſe Denkmälerklaſſe viel früher von ſeiten der Numismatik erfahren, als von der Archäologie. Die Mehrzahl der einſchlägigen ſchleſiſchen Arbeiten rührt von unſerem Jubilar her, der in „Schleſiens Vorzeit“ viele Funde veröffentlicht und in ſeinem Werke „Schleſiens Münzgeſchichte im Mittelalter“ (Codex diplomaticus Silesiae Bd. XIII, 1888) und im Ergänzungsbande dazu (Cod. dipl. Bd. XXIII, 1900) die damals bekannten Funde zuſammengeſtellt hat. Eine zuſammenfaſſende Arbeit über Funde deutſcher Münzen aus dem Mittelalter, worin die ſchleſiſchen, vor allen der Peiſterwiſer (S. 142), beſonders berückſichtigt ſind, verdanken wir J. Menadier (Zeitschrift für Numismatik, Bd. XV, 1887). Selbſtverſtändlich ſpielen in dieſen Schriften die Münzen die erſte Rolle, während die anderen Beſtandteile nur beiläufig erwähnt werden.

¹) Vgl. darüber Beß Der Schatzfund von Quilich, S. A. aus Baltiſche Studien N. F. XXIX (1927) S. 21 (171) und Seger, Schleſiens Vorzeit N. F. III 57.

Auch bei der Einordnung der Funde in die Sammlungen des Breslauer Museums stand der numismatische Gesichtspunkt obenan. So konnte es geschehen, daß *Rudolf Birchow*, als er in einer Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Verhandlungen 1878, S. 206) die Hack Silberfunde im Osten und Norden Europas besprach, trotz mehrmaligen Besuches des Breslauer Museums von keinem einzigen solchen Funde aus Schlesien wußte, weil sie, wie er später erfuhr, nicht in der prähistorischen Abteilung, sondern im Münzkabinett untergebracht waren. In einem Nachtrag (Verhandl. 1884, S. 287) erklärt er diese Zuteilung für nicht ganz richtig, denn wie es ihm ergangen wäre, so seien auch andere und namentlich fachmännische Reisende im Irrtum geblieben. In der Tat kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Funde als Ganzes gewertet und zu den Denkmälern des jüngsten Abschnitts unserer Vor- und Frühgeschichte gerechnet werden müssen¹).

Sodann hat der Direktor des Petersburger Münzkabinetts, *A. Markow*, eine Monographie über die osteuropäischen Silberfunde herausgegeben²). Schlesien ist darin (S. 119f.) mit fünf Funden (unsere Nr. 2, 3, 11, 14, 18) vertreten. Zuletzt hat *Robert Velz* (Baltische Studien N. F. Bd. XXIX 1927) im Anschluß an seine Bearbeitung des Schatzes von Quilitz auf Usedom die auf deutschem Boden gemachten Funde verzeichnet und die sich an sie knüpfenden Fragen vom kulturgeschichtlichen Standpunkt behandelt. Obwohl ich auf seinen Wunsch die Liste der schlesischen Funde durchgesehen und ergänzt habe, mußte ich mir doch gestehen, daß die vorhandenen Unterlagen keineswegs genügten, sondern daß eine gründliche Nachprüfung des gesamten Stoffes notwendig sei, um wirkliche Vollständigkeit zu erzielen. Die Schwierigkeit lag darin, daß das Material ungemein verstreut und verzettelt ist, daß in den Veröffentlichungen öfters ungenaue Angaben, z. B. über die Fundorte, enthalten sind, und daß uns sogar die Inventare über ältere Erwerbungen vielfach im Stiche lassen. Der zwitterhafte Charakter der Funde hatte bewirkt, daß ihre Bestandteile an ganz verschiedenen Stellen eingereiht und verzeichnet waren, die Reste der Münztöpfe z. B. unter der mittelalterlichen Keramik. Erst nachdem alles Zusammengehörige wieder vereinigt, mit den Angaben der Akten, der Kataloge und der gedruckten Beschreibungen verglichen und neu geordnet war, konnte eine abschließende Uebersicht gegeben werden. Sie wird hier in der ungefähren Altersfolge der Funde vorgelegt.

Bei deren Beschreibung brauchten die Münzen im Hinblick auf frühere Veröffentlichungen bloß kurz erwähnt zu werden. Dagegen erschien es wünschenswert,

¹) In ähnlichem Sinne ist es zu verstehen, wenn *A. Lushin v. Ebengreuth*, Allgem. Münzkunde u. Geldgeschichte, 2. Aufl. 1926, S. 129, den „wissenschaftlichen Wert“ der Münzfunde ihrem numismatischen Wert gegenüberstellt.

²) Топография кладовъ восточныхъ монетъ (Topographie der Depots orientalischer Münzen), S. Petersburg 1910. Zahlreiche Ergänzungen dazu für das russische Gebiet bei *L. S. Arne*, La Suède et l'Orient 1914, S. 63 ff.

die Schmuckformen möglichst vollzählig in Wort und Bild wiederzugeben, teils, weil nur so die Identität der Stücke für alle Zeit gesichert wird, dann aber auch, weil es von allgemeinem Interesse ist, den landschaftlichen Charakter dieses Formenkreises mit aller Genauigkeit festzustellen und damit die vielerörterte Frage seiner Herkunft ihrer Lösung näherzubringen. Das schlesische Material liefert dazu nur einen bescheidenen Beitrag, aber wenn diese Arbeit auf allen Gebieten durchgeführt sein wird, so wird sich daraus eine Grundlage ergeben, auf der weiter gebaut werden kann.

Abkürzungen: Friedensburg, Münzgesch. = F. Friedensburg, Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter. Codex diplomaticus Silesiae Bd. 13.

Friedensburg, Erg. = Ergänzungsband zum vorigen. Cod. dipl. Sil. Bd. 23.

Menadier = J. Menadier, Funde deutscher Münzen aus dem Mittelalter. Zeitschrift für Numismatik Bd. 15 (1887).

Ortsakten = Ortsakten der Vorgeschichtlichen Abteilung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau.

Alten Münzfunde = Alten betreffend Münzfunde im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau.

Alphabetische Übersicht der Fundorte:

Ort	Kreis	Nr.	Ort	Kreis	Nr.
Baldowitz	Gr. Wartenberg	23	Peisterwitz	Ohlau	13
Beichau	Glogau	30	Polnisch Warten-		
Bunzlau	Bunzlau	28	berg (Groß W.)		
Cammelwitz	Steinau	27	J. Baldowitz		
Carowahne	Breslau	2	Rudelsdorf I	Nimptsch	11
Cawallen J. Ka-			Rudelsdorf II	Nimptsch	12
Druse [wallen	Glogau	29	Schimmerau	Trebnitz	18
Frankenstein	Frankenstein	17	Schmolitz	Neiße	31
Glogau	Glogau	32	Schosnitz	Breslau	1
Gnichwitz	Breslau	3	Schrien	Glogau	24
Grottkau J. Schmo-			Tillendorf	Bunzlau	5
Gustau [litz	Glogau	4	Waldau	Liegnitz	20
Hennigsdorf	Trebnitz	21	Wättrisch	Nimptsch	26
Kawallen	Trebnitz	14	Wilkau	Neumarkt	25
Liegnitz	Liegnitz	22	Winzig	Wohlau	15
Linden	Brieg	10	Zinkwitz	Münsterberg	9
Mahnau	Glogau	19	Zottwitz	Ohlau	16
Mußternitz	Glogau	33	Schlesien, Fundort unbekannt		6—8

1. Schosnitz Kr. Breslau

Ortsakten; Schles. Vorzeit N. F. IX (1928) S. 26 (Nügel-Seger).

Im Frühjahr 1927 wurde südwestlich des Gutshofes ein Topf mit Silbermünzen gefunden. Es waren dies 40, zumeist nur in Bruchstücken erhaltene Dirhems verschiedener Dynastien, dazu ein Hack Silberstück von einem Barren und ein Stück Silberdraht. Begrabungszeit um 940. Der Fund blieb im Besitz des Grundbesizers, Landrat a. D. von Wichelhaus. Abbildung des Gefäßes a. a. O. S. 25.

2. Carowahne Kr. Breslau

Schles. Vorzeit III (1877) S. 184 f. und (1880) S. 423 (Luchs); ebenda S. 226—231 (Friedensburg); Menadier S. 101 f.; Friedensburg, Münzgesch. S. 6.

Im März 1877 fanden Arbeiter auf dem Felde des Scholtiseibesizers Klosse beim Dränieren einen Topf mit Silbermünzen und Schmuck. Vom Gefäß blieb kein Stück aufbewahrt. Der Inhalt wurde vor der wissenschaftlichen Bearbeitung zerstreut. Doch sind Friedensburg noch 97 Münzen bekannt und von ihm verzeichnet worden. Mit Ausnahme eines sogen. Sachsenpfennigs der größten und ältesten Art gehörten sie Süddeutschland und Böhmen an. Dazu kamen ziemlich zahlreiche Münz-Bruchstücke, darunter auch solche von Orientalen. Die Begrabungszeit fällt um 980. Von Schmucksachen werden drei zierliche Plättchen von der Art des abgebildeten erwähnt, die mit der Hauptmasse der Münzen in den Besitz des Breslauer Juweliers Herrmann gekommen waren. Es scheint aber, daß sie nachträglich vom Museum erworben worden sind.

Die alten Inventare geben darüber keinen Aufschluß. Wohl aber lagen in der Sammlung unter „Fundort unbekannt“ die drei nachstehend beschriebenen Gürtelschließen, von denen die erste sicher mit der in Schles. Vorzeit III S. 185 und S. 226 abgebildeten identisch ist.

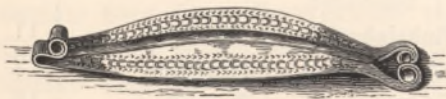


Abb. 1. $\frac{1}{4}$

1. Halsbandschließe, lang-oval, mit Mittelrippe, an dem einen Ende Doppelspirale, am anderen Schließhaken. Verziert durch Reihen eingepunzter Halbmonde und Punkte. L. 5,2 cm. Abb. 1.

2. Ähnliche Schließe mit eingepunzten Kreisen. Das spiralförmige Endstück fehlt.

3. Ähnliche Schließe mit eingepunzten Dreiecken. Nur das Endstück mit der Spirale erhalten.

Schließbleche dieser Art zählen zum ständigen Inventar der ostdeutschen Silberschätze. Sie haben wahrscheinlich zum Zusammenhalten der Perlenketten gedient.

3. Gnichwitz Kr. Breslau

Ortsakten; Schles. Vorzeit III (1876) S. 114 (Luchs) und (1880) S. 422 (Friedensburg); Verhandlungen der Berliner anthrop. Ges. 1884 S. 278 (Birchow) und 286 (v. Kauffmann); Menadier S. 110; Friedensburg, Münzgesch. S. 6 und Erg. S. 12.

Gefunden im Sommer 1876 beim Pflügen 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß tief auf dem sogen. Hintergrätz, einem ehemaligen slawischen Burgwall. Als Behälter diente ein nur

8 cm hohes eiförmiges Töpfchen, quergeriefelt, mit eingezogenem Halse. Angeblich soll auch ein tönerner Deckel vorhanden gewesen sein. Darin lagen eine große Anzahl ganz klein zerbrochener Schmucksachen, wie Kettchen, Bommeln und Perlen, und ebenso zerstückelter Münzen, außerdem ein 4 cm langer vierkantiger Silberbarren und ein zweites kleineres Gußstück. Das Gesamtgewicht betrug etwa $\frac{3}{4}$ Pfund. Unter den Münzen waren 4 Regensburger aus der Zeit um 980, der Rest Samaniden aus der Zeit von 890 bis 950. „Diese Zusammensetzung, die geringe Anzahl deutscher Münzfragmente und das gänzliche Fehlen vollständiger Münzen, das ebensowenig auf einem Zufall beruht, wie auf einer vorzeitigen unbeachtet gebliebenen Zerstreuung des Fundes, sind ein vollkräftiger Beweis für das hohe Alter des Schates.“ (Menadier.) Begrabungszeit um 990.

Der Fund blieb zunächst im Besitz des Grundeigentümers, Gotthard Graf Saurma-Jeltsch, wurde dann aber von diesem i. J. 1884 mit anderen, von Birchow und v. Rauffmann ausgewählten Fundstücken seiner Sammlung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde geschenkt:

Kat. Nr. Ie 229. Rohes, graubraunes Töpfchen mit horizontalen Rippen. Hals abgebrochen. H. 7,5 cm. Eine Nachbildung besitzt das Breslauer Museum. (Inv. Nr. 8786.) Abb. 2.

Ie 230. Mehrere Stücke von zerhackten Schmuckgegenständen und Stück eines Barrens.

Ie 231. Zwei verbogene Schläfenringe und andere Teile von Silberdraht.

Ie 232/33. Eine größere Anzahl orientalischer Münzen und vier kleine Bruchstücke Regensburger Denare.



Abb. 2. $\frac{1}{4}$

4. Gustau Kr. Blogau

Ortsakten; Schles. Vorzeit VII (1897) S. 216 f. (Seger).

Am Abhange des sogen. Altargrundes, nahe dem 0,5 km WSW vom Dorfe gelegenen Burgberge, stieß man am 14. August 1895 am Rande einer Riesgrube auf ein Tongefäß. Darin lag unter einer Sandschicht fast 1 kg Silber, das, wie die geringen Leinwandreste erkennen ließen, in Beutel eingefüllt gewesen war. Fast alles war Bruch, und zwar betrug die Masse der zerbrochenen Münzen 683 g, die der Schmucksachen, einschließlich einiger Gußklümpchen, 248 g. Unter den Münzen befanden sich das Fragment eines römischen Denars (Vespasian oder Titus), von dessen rückseitiger Umschrift noch CUS VI PSP lesbar ist, und wenige kaum näher bestimmbare Stückchen abendländischer Denare. Alle übrigen waren zerbrochene Dirhems arabischer Dynastien. Eine genaue Bestimmung steht noch aus. Doch gehört der Schatz nach dem Überwiegen der Orientalen zweifellos noch



Abb. 3. $\frac{1}{4}$

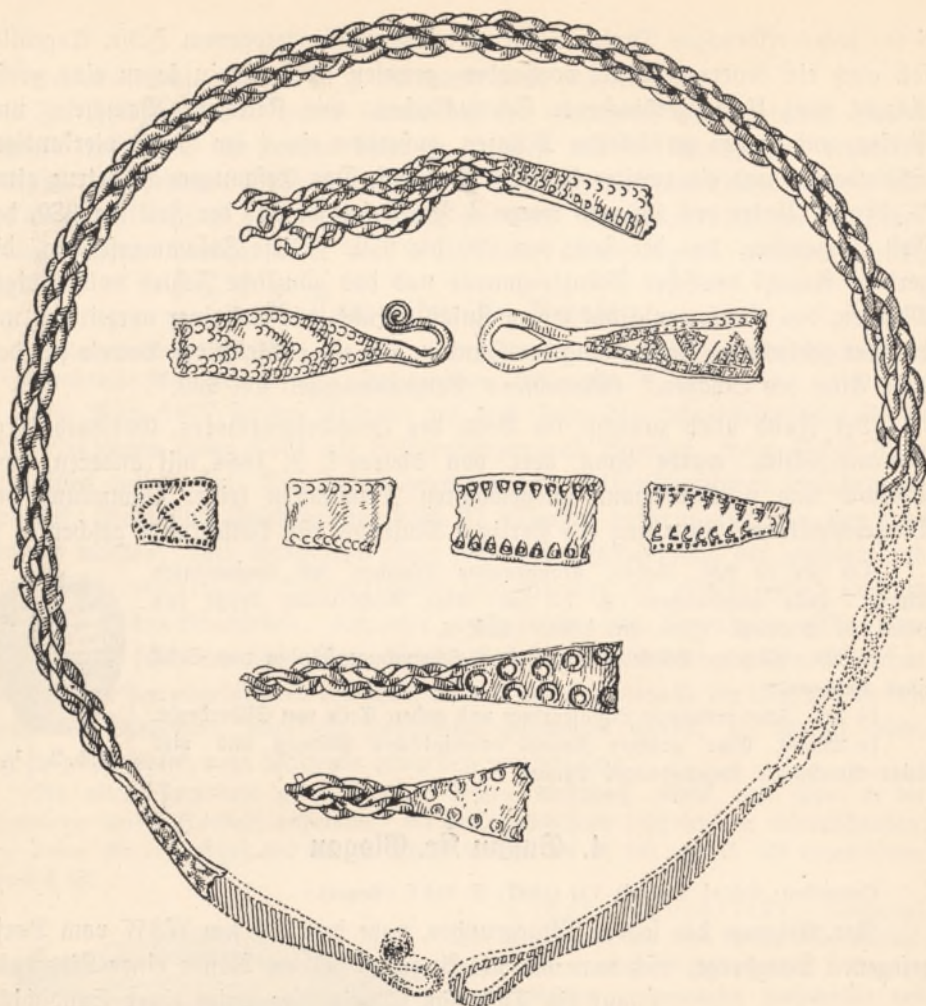


Abb. 4. Halsring. 5–13 Schließenteile. $\frac{1}{1}$

dem 10. Jahrh. an. Durch Vermittlung des Rittergutsbesitzers Major Quehl auf Gustau kam er vollständig ins Breslauer Museum (Inv. Nr. 544—547: 04).

1. Eiförmiger, rötlich-brauner Topf, sehr regelmäßig geformt, jedoch ohne sichtbare Spur einer Benutzung der Drehscheibe. Rand scharfkantig, schräg aufwärts gerichtet. An der Schulter zwei wellenförmige Reihen senkrechter, etwa 1 cm langer Eindrücke. Boden eben, ohne Stempel. Das Gefäß war durch einen Schlag der Hacke des Finders stark beschädigt. H. 16, oberer Dm. 13,5 cm. Abb. 3.

2. Zwei kleine Leinwandstücke, das eine von feinerer, das andere von gröberer Art.

3. Stücke von Halsringen, strickartig geflochten aus starken Drähten.

a) Zweidrähtig, L. 11 cm.

b) Desgleichen, zwischen die Bindungen eingelegt ein schwächerer, gedrehter Faden, L. 8,5 cm.



Abb. 14, 15. Schläfenringe. 16–27. Ohrringe und Ohrringteile. $\frac{1}{1}$

c) Aus drei Doppeldrähten geflochten, das am besten erhaltene Exemplar von 18 cm Länge, das auch noch die Rundung bewahrt hat. Abb. 4.

d) Elf Stücke von Verschlussplatten verschiedener Form. Abb. 5–13.

4. Blechperlen von Halsketten. Im Verhältnis zu den übrigen Schmucksachen sehr spärlich. Es sind nur sechs vollständige Exemplare von geringer Größe vorhanden.

5. Ohrringe.

a) Einfach drahtförmig mit S-förmiger Öse, also in der Form der sogenannten Schläfenringe, fünf Exemplare, davon eins mit angehängtem Ketten. Abb. 14, 15.

- b) Mit halbkreisförmiger Platte, in deren Rand Kettchen eingehängt sind. Zwölf mehr oder weniger unvollständige Exemplare, dazu eine große Anzahl Kettchen mit und ohne Anhänger. Abb. 16, 17, 20, 25—27.
- c) Mit streifenförmigem Bügel, der durch Schnurdrähte verziert und mit Kugeln, Anhängern und dergleichen besetzt ist. Vier unvollständige Exemplare. Abb. 18, 19.
- d) Mit drei Türmchen (vgl. Abb. 37). Nur 1 einzelnes Türmchen.
- e) Einzelne Zierstücke in Form von Kugeln, Prismen u. dgl. Etwa dreißig Stück. Abb. 21—24.

6. Fingerring (?) aus spiralig zusammengebogenem, dünnem Draht. Die Enden sind abgeschnitten. Abb. 30.

7. Zierstück aus getriebenem Blech von dreieckigem Grundriß. Aber eine Halbkugel sind drei konvergierende Tierköpfe gelegt, deren Ohren in Ofenform gebildet sind. Verzierung durch Perlkreisen, Schnurdrähte und Gitterbänder. Ein Teil des Randes und der eine Tierkopf fehlen. Abb. 28a, b.

8. Viereckiger, zusammengefalteter Blechstreifen, vielleicht Riemenbeschlag. Aufgelötet zwei Tierköpfe mit Ringelohren. Abb. 29a, b.

9. Zwei ähnliche Blechstücke mit Buckelverzierung.

10. Bruchstücke von viereckigen Amulett-Täschchen. (?)

11. Kleine Bruchstücke von Schmucksachen unbestimmbarer Form. Gewicht 117 g.

12. Münzen, siehe die Fundgeschichte.

Der Gustauer Fund zeichnet sich durch seinen Reichtum an verhältnismäßig gut erhaltenen Schmucksachen aus. In dieser Beziehung kann nur der zweite Rudelsdorfer Fund (S. 140) mit ihm verglichen werden. Während aber in Rudelsdorf die Blechperlen und mit Hohlkugeln geschmückten Ohrringe überwiegen, treten hier die in Schlesien sonst seltenen Ohrringe mit Kettchenbesatz am stärksten hervor, eine uralte Schmuckform, die uns z. B. schon in den trojanischen Goldschätzen des 3. Jahrtausends v. Chr. begegnet, und sich in den Balkanländern bis zur Gegenwart erhalten hat. Auch die gestriekten Halsringe sind in nennenswerter Weise nur in Gustau vertreten.

5. Tillendorf Kr. Bunzlau

Alten Münzfunde.

Am 4. September 1907 wurde auf dem der Stadt Bunzlau gehörigen Rittergute Tillendorf von polnischen Arbeitern beim Andern ein Topf mit Silbermünzen ausgepflügt. Die Münzen waren in einen Lappen eingebunden. Von diesem blieb nur ein kleines Stück erhalten. Von dem Topf konnten nur 14 Scherben gesammelt werden. An Silber wurden abgeliefert: 134 Münzen, 2 Hängezierrate, 3 Kettchen mit 2 Ringen, 2 Stück Gußkuchen und einiges Hack Silber. Nach der Bestimmung durch Geh. Rat Friedensburg bestand der weitaus größte Teil der Münzen aus Denaren von Otto III. und Adalheid, Pfennigen Otto III. aus den Münzstätten Köln, Mainz, Worms, Deventer, Würzburg, einigen Baiern (Regensburg), einem Bernhard von Sachsen, einem Grafen Heinrich von Stade, ferner aus Nachmünzen, Wendepfennigen, Böhmen, Engländern, Dänen (letztere ausschließlich Bruchstücke), alles in der gewöhnlichen Zusammensetzung dieser

Funde um das Jahr 1000. Der Fund verblieb, abgesehen von einigen Münzen, die Geheimrat Friedensburg überlassen wurden, der Stadtgemeinde Bunzlau und wird im dortigen Heimatmuseum aufbewahrt.

Die Fundstelle liegt NW von Bunzlau, 0,6 km W vom linken Boberufer, 0,3 km NNO der Bahnstrecke Bunzlau—Kohlsdorf, ungefähr in der Mitte zwischen einem auf dem Meßtischblatt 2758 angegebenen Hohlwege und zwei SW davon gelegenen Tümpeln. Von der Fundstelle des S. 150 erwähnten Schatzes bei der Obermühle ist sie in der Luftlinie etwa $\frac{1}{2}$ km entfernt. 0,7 km NW davon, auf dem Meßtischblatte ungefähr über dem ersten l des Namens Tillendorf, wurde am 19. Juni 1890 ein dritter Silberschatz gehoben, der aus 1017 Stück Groschen des 17. Jahrhunderts bestand. Die Münzen sind damals größtenteils verschleudert worden.



Abb. 31. $\frac{1}{4}$

Im Bunzlauer Museum liegen aus dem Funde von 1907 heute noch 171 Stück Münzen und Bruchstücke von solchen. Von Schmucksachen sind vollständig, aber etwas verdrückt, zwei längliche Blechperlen, die eine vierkantig vom Typus Abb. 50, die andere, ähnlich Abb. 33, mit vier gewölbten Längsbuckeln, die in Körnchenarbeit mit Dreiecken und Rauten dicht gemustert sind, während die vertieften Zwischenfelder einfache Perlstäbe zeigen. Außerdem sind vier kleine Blechstücke, drei Stücke geflochtener Ketten und zwei Drahttringel vorhanden. — Die beiden Rohsilberstückchen wiegen zusammen 7 g.

Die Gefäßscherben waren zuerst im Breslauer Museum inventarisiert worden, sind aber 1928 dem Bunzlauer Museum zurückgegeben worden. Es hat sich daraus der Schulterteil einigermaßen zusammensetzen lassen. Danach hatte es die Form einer kuglig-gewölbten, nach dem Halse zu stark verengten Kräuse mit breit-flachen Horizontalriefen und darüber einer scharf eingeritzten, dreifachen Wellenlinie. Ein zweites Wellenband lief unterhalb der Schulter um die Mitte des Gefäßes, das erdfarben, ziemlich schwach gebrannt und anscheinend noch ohne eigentliche Drehscheibe gearbeitet ist. Der meßbare Durchmesser beträgt 11 cm. Abb. 31.

6 – 8. Schlesien, genauer Fundort unbekannt

Schlesf. Vorzeit III (1880) S. 487 f. (Friedensburg); Menadier S. 111 Anm. 2.

6. Im Jahre 1877 erwarb Friedensburg eine kleine Anzahl Münzen aus einem anscheinend bedeutend gewesenen Funde. Die ihm bekanntgewordenen Stücke waren Sachsenpfennige, Adelheids- und andere deutsche Denare, 1 Engländer und 1 Däne aus dem Ende des 10. und dem Anfang des 11. Jahrhunderts.

7. Einen ähnlichen Charakter hatte ein Fund, aus dem Friedensburg 1878 eine Anzahl Münzen erwarb.

8. Ein dritter Fund, 1879 erworben, enthielt, soweit er Friedensburg vorgelegen hat, nur Adelheidsdenare mit der Kirche.

9. Zinnowitz Kr. Münsterberg

Schlesf. Vorzeit VII (1899) S. 557.

Einen hier i. J. 1888 zutage gekommenen Hacksilberfund erwarb das Breslauer Museum 1898 mit der ganzen Sammlung des Frhrn. Conrad von Falkenhäusen.

Es gehören dazu ein stark beschädigter Topf, eine Anzahl z. T. gut erhaltener Schmucksachen und eine ziemliche Menge Hack Silber (Inv. Nr. 82/83 : 98). Soviel mir aus mündlichen Mitteilungen erinnerlich, hatte Frhr. v. Falkenhausen den Fund etwa zehn Jahre vorher von dem Breslauer Antiquitätenhändler Max Altmann gekauft. Die sicher in großer Zahl vorhanden gewesenen Münzen hatte Altmann dem Juwelier und Münzenhändler Eduard Guttentag in Breslau überlassen. Was aus ihnen geworden, ist unbekannt. Die Form und gute Erhaltung der Schmucksachen verweisen den Fund in die Zeit um 1000 n. Chr.

Abb. 32. $\frac{1}{4}$

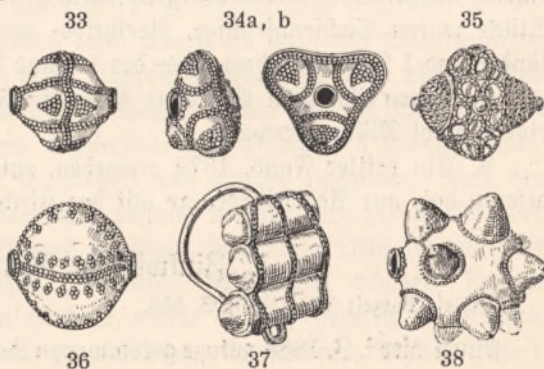
1. Breiter, grauer Topf mit enggeripptem Bauche. Boden leicht einwärts gewölbt. Der Hals und ein größeres Stück der Wandung fehlen. H. (soweit erhalten) 8,3, Br. 12,8 cm. Abb. 32.

2. Drei Ohrringe von gleicher Form. Drei zylindrische, unten flach, oben spitz abgeschlossene Hülsen sind in Flachbogenform aneinander gelötet und mit Ringöse und Haken versehen. Um Öse und Hakenansatz schlingt sich ein schnurartiger, gedrehter Doppeldraht, der in drei Strähnen auf die Vorderseite der Hülsen aufgelötet ist. Das freie Ende des Drahtes ist zur besseren Befestigung in ein Seitenloch versenkt. Ein Exemplar ist vollständig, bei den anderen fehlt der Haken. Abb. 37.

Gleichartige Ohrringe oder einzelne Teile davon enthalten die Funde von Gustau und Rudelsdorf II. Auch in außerschlesischen Silberschätzen kommen sie öfters vor, z. B. denen von Leissow, Kreis Weststernberg (Friedel-Buchholz, Hack Silberfunde des Märk. Museums Taf. II, 5, 6); Alexanderhof bei Prenzlau (Bahrfeldt-Mied, Der Hack Silberfund von Alexanderhof, Prenzlau 1902, Taf. II 40); Blumenhagen bei Neustrelitz (Prähist. Zeitschr. XVI, 1925, Taf. 6); Cisteves bei Königgrätz (Verhandlungen der Berliner anthrop. Ges. 1898 S. 273). Ob man mit Schuchhardt (Vorgeschichte von Deutschland S. 326) diese Geräte von den eimerförmigen Verlocks ableiten kann, die in Glas oder Gold während der späten Kaiserzeit in Südrussland und Ostdeutschland üblich waren, scheint doch zweifelhaft. Der dachartige Abschluß und die ständige Dreizahl sprechen nicht dafür. Bei guterhaltenen Stücken sind die drei Zylinder regelmäßig zusammengelötet. Etwas anderes ist es mit den einzelnen, zum Anhängen bestimmten Deckelbüchsen von der Art des Fundes von Terslev (Mémoires des antiquaires du Nord 1908—1913 S. 339 Nr. 51, S. 374 ff. und Taf. IV). Vgl. auch Velsz a. a. O. S. 53 (203).

3. Blechperle. Aus dem sphärischen Körper sind 12 stark vortretende Buckel in symmetrischer Anordnung herausgetrieben. Die Buckel sowohl wie die mit Ringeln eingefassten Öffnungen sind durch umgelegte Körnchenreihen verziert. Etwas verdriekt. Dm. 2,2 cm. Abb. 38.

4. Blechperle, dreieckig, aus zwei Hälften zusammengelötet. Die Fuge ist durch einen umgelegten Draht verdeckt, die ganze Oberfläche in Körnchentechnik reich verziert. Dm. 1,3 cm. Abb. 34 a, b.

Abb. 33—38. $\frac{1}{4}$

5. Drei Blechperlen, melonenförmig, mit sechs Längskanten, die in Körnchentechnik durch doppelte Perlstäbe verziert sind. Gruppen von je vier Körnchen füllen die vertieften Zwischenfelder aus. L. 2,1, Dicke 1,55 cm. Vgl. Abb. 51.

Eine Perle ist gut erhalten, die beiden anderen sind zerdrückt.

6. Ähnliche Perle, jedoch nur vierkantig. Die Körnchengruppen sind hier beiderseits längs den Kanten angeordnet. L. 1,64, Dicke 1,6 cm. Abb. 36.

7. Zwei ähnliche, vierkantige Perlen mit Drahttring um die Mitte. Die Perlstäbe laufen hier in den Vertiefungen, während die Kanten durch Paare von dreieckförmigen Körnchenhaufen verziert sind. L. 1,35, Dicke 1,2 cm. Ein Exemplar ist gut erhalten, das andere zerdrückt. Abb. 33.

8. Zierbommel, bestehend aus einem Geflecht von gedrehten Drahttringeln und zwei seitlich angefügten Halbkugeln, die aus einem Gewirr zusammengeflochtener Drähte gebildet und mit Knöpfchen bekrönt sind. Der obere Teil mit der Nase fehlt. Dm. 1,74 cm. Abb. 35.

9. Zierklunker, bestehend aus zwei winklig zusammengestellten, hohlen Bommeln und einem aus gedrehten Drahttringeln gebildeten Verbindungsstück. Die Bommeln sind aus Drahtgeflecht hergestellt. Die Tragöse ist an der einen Bommel angebracht. Dm. 1,8 cm. Vgl. Abb. 46.

10. Bruchstücke von Schmuckstücken teils ähnlicher Art, wie die vorgenannten, teils nicht mehr bestimmbarer Art. Gesamtgewicht 7 g.

11. Zerhackte Rohsilberstücke verschiedener Form und Größe, das größte von 2 cm Dm. und 0,6 cm Dicke. Gesamtgewicht 118 g.

10. Linden Kr. Brieg

Unter den alten Beständen des Städtischen Museums in Brieg entdeckte dessen Leiter, Herr Zeichenlehrer Ernst Günther, ein Paar silberne Ohrringe vom Typ Abb. 41, die nach einem beiliegenden Zettel in Linden bei Erdarbeiten gefunden waren. Durch Lehrer Hoffmann in Linden wurde nachträglich folgendes ermittelt: Die Fundstelle liegt SO des Dorfes etwa 30—40 m von dem Punkte, wo der Oberdamm von der Kunststraße Linden—Brieg nach der Fähre zu abzweigt. Beim Bau des Dammes i. J. 1913 stieß der Stellenbesitzer Reinhold Raabe 2—3 Spatenstiche tief im Sande auf eine dunkler gefärbte Schicht, die nach seiner Angabe noch deutlich den Abdruck eines menschlichen Körpers, besonders des Kopfes und der Hände, erkennen ließ. In dieser Schicht, vermutlich in der Gegend des Kopfes, lagen die Ringe. Sie werden hier mit aufgeführt, weil sie als Grabbeigaben in Schlesien sonst nicht vorgekommen sind. In böhmischen und mährischen Gräbern treten sie dagegen ziemlich häufig auf¹⁾.

11. Rudelsdorf I Kr. Nimptsch

Ortsakten; Katalog der Münzfunde Nr. 9; Schles. Vorzeit IV (1887) S. 587—591 (E. Bahrsfeldt); Numism. phragist. Anzeiger 1886 Nr. 7 (derselbe); Friedensburg, Münzgeschichte S. 6; Menadier S. 102.

Am 30. Januar 1884 wurde hier, 1,2 km SW des Dorfes, 1,4 km S von Wättrisch, etwa 0,2 km W des von Wättrisch nach Heidersdorf führenden Land-

¹⁾ Vgl. z. B. J. L. Cervintá in Pravěť 1927 Heft 3 S. 149, 154, 164, 168, Taf. VI, X, XI, XIII, XV und S. Šchránil in Obzor praehist. IV (1925) Taf. XIII.

weges, bei der Anlage von Kartoffelmieten ein kleiner Silberschatz gehoben, der durch Vermittlung des Gastwirts Schneider in Rudelsdorf in den Besitz des Breslauer Museums kam. (Inv. der Münzenzugänge 9 : 84.) Das Silber war in einem Tongefäß geborgen und mit Leinwand umwickelt.



Abb. 39. $\frac{1}{4}$

Dazu gehörten:

Deutsche und polnische Münzen . . .	126 g
Arabische Münzen (meist kleiner Bruch)	42 g
Bruchsilber	360 g
Schmuckreste	77 g

Gesamtgewicht: 605 g

Die Vergrabung muß bald nach dem Jahre 1000 erfolgt sein.

1a. Unterteil eines dickwandigen, kräftig ausgebauchten Topfes mit eingerigten Querlinien. Der Boden eingedellt. Farbe grau-gelb, im Bruche schwärzlich. Etwa die halbe Wandung fehlt. H. (soweit erhalten) 10,5, Br. 12,5 cm. Abb. 39.

1b. Boden eines ähnlichen Topfes, der als Deckel des vorigen gedient haben soll. Dm. 7,7 cm.

2. Etwa pfenniggroßes Stückchen Leinwand, „welches mit den Münzen zusammen in der Urne gelegen hat“.

3. Schmuckreste, größtenteils kleiner Bruch, Gewicht 77 g.

4. Münzen, laut besonderem Verzeichnis.

12. Rudelsdorf II Kr. Nimptsch

Schlef. Vorzeit N. F. II (1902) S. 50 ff. (Friedensburg); Friedensburg, Erg. S. 11.

Nur wenige hundert Schritt von der vorigen Fundstelle entfernt, diesmal hart östlich an dem erwähnten Landwege, wurde im Mai 1901 beim Eggen ein zweiter Silberschatz gehoben. Er war in zwei Töpfe gelegt und gleichfalls in Leinwand gewickelt, von der noch ein Rest erhalten ist. Die Töpfe waren vom Ackergerät erfaßt und zerbrochen, ihr Inhalt im Umkreise von mehreren Metern zerstreut worden. Doch gelang es, den größten Teil zu sammeln und dem Breslauer Museum zuzuführen. Mit Ausnahme eines Denars der älteren Faustina gehörten die Münzen dem 10. und dem Anfang des 11. Jahrhunderts an. Von Orientalen waren fast nur unkenntliche Bruchstücke vorhanden (318 g). Weitaus die Mehrzahl der ganzen Stücke (427), dazu noch ein großer Teil des Bruchs war deutschen Ursprungs (überwiegend Abelsheidsdenare). Der Rest verteilte sich auf Böhmen, Dänemark und England. Ein Denar Jaromirs von Böhmen bestimmt die Vergrabungszeit nach dem Jahre 1003.

Besonders bemerkenswert ist dieser Schatz durch die große Zahl gut erhaltener Schmuckstücke.

Das auffällige Zusammentreffen zweier inhaltlich ganz gleicher Funde an derselben Stelle läßt Friedensburg an die Möglichkeit denken, daß die gemeinsame Ursache ihrer Verscharrung in dem Feldzuge Kaiser Heinrichs II. gegen Boleslaw Chrobry v. J. 1017 gelegen habe. Bekanntlich ist damals Nimptsch vergeblich vom Kaiser belagert worden.



Abb. 41—59. Rudelsdorf II. $\frac{1}{1}$

1. Drei zusammengehörige Scherben vom Unterteil eines großen, hellgrauen Topfes, der von der Bauchmitte nach oben eng gerippt war. Der leicht eingedellte Boden trägt als Stempel ein scharf ausgeprägtes Kreuz mit spizen Enden. Boden-Dm. 7,2 cm. Inv. Nr. 1113a : 01. Abb. 40.

2. Rest eines groben Leinengewebes, 9×6 cm groß. Inv. Nr. 1113b : 01.

3. Rohsilber, zwei größere und fünf kleine Stücke. Gewicht 20 g.

4. Blechperlen, darunter zwölf vollständige und leidlich erhaltene, zehn unvollständige und zerbeulte, Abb. 49—54, zeigen die wichtigsten Typen.

5. Ohrringe, darunter acht annähernd vollständige oder solche, deren Formen leicht rekonstruierbar sind, und fünf Anhänger von Ohrringen. Abb. 41—48.



Abb. 40. $\frac{1}{4}$

6. Anhänger in Form einer dreieckigen Platte, auf deren Oberseite ein Paar hohl gearbeitete Tierfiguren, und auf deren Unterseite drei zylindrische Füßchen angelötet sind. Die Füße sind durch umgeschlungene und durchgesteckte Drähte verbunden, deren Enden zum Teil zu Ösen eingerollt sind. Ösenförmig sind auch die Ohren und Schwänze der Tiere. Verzierung durch Körnchenreihen. Ein Fuß und einige Ösen abgebrochen. Abb. 59 a, b.

7. Anhänger in Form eines Vogels, hohl gearbeitet; neben dem Kopf ein Paar durchbrochene Drahtkugeln, die an einem durch die Brust des Vogels gesteckten Querstift befestigt sind. Verzierung durch Körnchenreihen. Unterseite beschädigt. Die eine Drahtkugel abgebrochen. Abb. 58 a, b.

8. Halsbandschließe, lang-oval, mit hohler Mittelrippe, die einerseits in den doppelspitzigen Riemenhalter, andererseits in die geschlossene Öse ausläuft. Verzierung durch Tremolierstichreihen und eingeschlagene Punktkreise. In zwei Stücke gebrochen. Abb. 55.

Von einer zweiten Schließe ist nur ein Bruchstück erhalten.

9. Keilförmiges Stück einer runden Zierscheibe mit geperltem Rande und Tremolierstichmuster im Mittelfeld. Abb. 57.

Vielleicht Deckplatte einer Scheibensibel, wie sie z. B. auf ungarischen Gräberfeldern (Keszthely u. a.) vorkommen. Hampel, Altertümer I 330 f.; III 170, 427.

10. Kleiner Bruch. Gew. 10 g.

11. Beschlagteile von Amulett-Täschchen oder dgl.

a) Bügelbeschlag, rechteckig, die beiden Schmalseiten zur Aufnahme des Nietstiftes durchlocht, die obere und die vordere Längsseite mit Schnurdrähten verziert. Abb. 56.

b) Eckbeschlag mit Schnur-Einfassung und pflanzlichem (?) Ornament.

c) Taschenförmig zusammengebogener Blechstreifen mit Fadenverzierung.

Die hier genannten Bruchstücke gehören zu flachen Silbertäschchen, wie sie vollständig in dem Schatzfunde von Oriesen (Neumark) des Berliner Museums vorliegen. Oft abgebildet, am bequemsten bei Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, S. 328 f. Vgl. auch Schranil's Aufsatz über die Kultureinflüsse des 10. und 11. Jahrhunderts in den tschechischen Ländern in *Obzor praeistoricky* IV (1925) S. 169 und Taf. VIII.

12. Münzen, laut besonderem Verzeichnis.

13. Peisterwitz Kr. Ohlau

Ortsakten; Katalog der Münzfunde Nr. 11; Menadier S. 113—168; Schles. Vorzeit IV (1887) S. 614 ff. (E. Bahrfeldt). Zeitschrift für Numism. XVI (1888) S. 96—98 (derselbe).

Beim Ausheben eines Grabes wurde i. J. 1886 auf dem Kirchhofe ein Schatz von 1750 g Gewicht gefunden. Er lag in einem Topfe und dieser war mit

einer flachgewölbten eisernen Schale zugedeckt. Der Topf wurde zererschlagen, nur zwei größere Scherben blieben erhalten. Der Kirchenvorstand verkaufte den Fund für 175 Mark an den Breslauer Altertumshändler Medauer, der dem damaligen Vorstandsmitgliede des Museums Schlesischer Altertümer, E. Bahrfeldt, eine Durchmusterung und die Entnahme von Stanniolabdrücken für einen Bericht in der Museumszeitschrift gestattete. Merkwürdigerweise führte dies jedoch nicht zu einer Erwerbung des Schates durch das Breslauer Museum. Vielmehr wurde er zunächst an den Berliner Münzenhändler Hahlo verkauft, von dem die Vorgesichtliche Abteilung des Museums für Völkerkunde für 100 Mark die Schmucksachen, das Kgl. Münzkabinett für 140 Mark eine kleine Auswahl von 32 Münzen erwarb. Die Hauptmasse der Münzen wurde zersplittert. Ins Breslauer Museum kamen nur die eiserne Deckschale und fünf Denare (Eingangs-Rat. Nr. 242/43:87 = Inv. Nr. 640 : 03).

Nach den Feststellungen Bahrfeldts und Menadiers bestand der Fund zu zwei Dritteln aus Hacksilber, namentlich Bruchstücken von Schmucksachen: 157,3 g, von arabischen Dirhems: 377,5 g, böhmischen, polnischen und deutschen Münzen im Gewicht von 573,2 g. Die ganz erhaltenen Münzen, 542 an der Zahl, waren zur Hälfte deutschen, zur Hälfte böhmischen Ursprungs; nur wenige fremdartige waren ihnen beigemischt, darunter 1 Denar des Antoninus Pius. Das jüngste Stück war von 1003.

Für die böhmische Münzkunde der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts ist der Peisterwitzer Fund grundlegend gewesen.

1. Flache eiserne Schale, in Form eines Kugelabschnitts geschmiedet, am Rande scharfkantig, nach der Mitte zu verdickt. Dm. 19,5, H. 3 cm. Abb. 60.

Gleichartige Schalen besitzt das Breslauer Museum noch aus Goldberg (5 Stück), vom Ratsberge bei Moisdorf Kr. Jauer (7) und aus Herrntaschütz

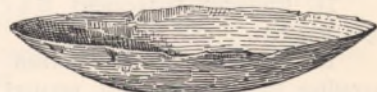


Abb. 60. $\frac{1}{4}$

Kr. Guhrau (4). Außerdem besitzt das Berliner Museum drei Exemplare, die zusammen mit mehreren anderen in Trachenberg gefunden worden sind (Ie 811). Ähnliche Schalen sollen in Indien zum Brobacken verwendet werden. Vgl. Korr. Bl. d. anthr. Ges. 1889 S. 153 Anm., wo Exemplare eiserne Schalen aus russischen Hacksilberfunden erwähnt.

2. Fünf Denare: a) Kaiser Otto III. und Adelheid; b) Otto von Bayern (976—982), Prägestätte Rabburg; c) Heinrich II. von Bayern (986—995), Prägestätte Regensburg; d) Boleslaus II. von Böhmen (967—999), Prägestätte Prag; e) Böhmischer Dbo.

14. Kawallen Kr. Trebnitz

Katalog der Münzfunde Nr. 1; Schles. Vorzeit I (1868) S. 144 (Luchs) und S. 171—176 mit Tafel 22 (J. Friedländer); Verhandl. der Berliner anthr. Ges. 1871 S. 68 (Virchow); Zeitschr. für Ethnol. IV (1872) S. 165 (Friedländer); Menadier S. 103 f.; Friedensburg, Münzgesch. S. 6.

Im Herbst 1867 fand man auf dem Acker, einen Fuß tief in einem tönernen Gefäß, außer einer Anzahl zerschnittener kleiner Gußstücke und einer Menge zerbrochener und verbogener Hals- und Ohrgehänge, 340 Münzen und Münzfragmente,

darunter 1 Denar des Kaisers Trajan, 10 Bruchstücke orientalischer Dirhems und 330 meist deutsche Denare. Hiervon waren allein 204 Stück von Otto III. und Adelsheid. Der Fund wurde vom Breslauer Museum erworben. Seine Vergrabung fällt zwischen 1002 und 1013.

1. Von dem Tongefäß waren bei der Einlieferung vier kleine Scherben vorhanden, nach denen die Abb. in Schles. Vorzeit I Taf. 22 hergestellt wurde. H. Luchs fand es damals „unseren heidnischen Urnen ganz entsprechend“. Es sei interessant, „daß diese heidnische Gefäßform sich so lange ans Christentum heran“ erhalten habe.

2. Elf kleine Stücke Rohsilber, davon 1 von einer runden, 6 von vierkantigen Stangen abgeschlagen. Gewicht 24 g.

3. Große, melonenförmige Blechperle mit sechs Längsrippen und um die Mitte gelegtem Querbund. Von diesem gehen nach beiden Seiten sich verjüngende Dreiecktreihen aus, die gleich den Randverzierungen aus Körnchen gebildet sind. Etwas verbeult und eingedrückt. Abgeb. Schles. Vorzeit I Taf. 22.

4. Ähnliche Blechperle, ganz zusammengeedrückt. Abgeb. ebenda.

5. Ohrring aus starkem, rundem Draht, auf den drei rosettenförmige, zum Teil bewegliche Schellchen aufgeschoben sind. Ein ähnliches Zierstück mit kugelförmiger Bekrönung sitzt in der Mitte des Bogens. Der entsprechende Anhänger abgebrochen. Abgeb. ebenda.

6. Einfacher Ohrring aus dünnem Draht. Der untere Bogen platt gehämmert und durch drei gedrehte Fäden verziert. Abgeb. ebenda.

7. Anhänger eines Ohrringes, balusterförmig, hohl, mit Körnchenverzierung. Abgeb. ebenda.

8. Anhänger eines Ohrringes, mit drei gekörnten Doppelbuckeln und dazwischensiehendem Drahtgeflecht, ähnlich Abb. 46. Abgeb. ebenda.

9. Salbe Blechperle vom Typus Abb. 50.

10. Gebuckelte Blechperle vom Typus Abb. 36. Eingedrückt.

11. Einfacher, kreisrunder Ohrring aus rundem Draht. Das dicke Ende mit Kugelnchen verziert.

12. Endstück eines geflochtenen Halsringes, vierkantig, nach der auswärts umgerollten Seite zu verbreitert, verziert durch runde Flachbuckel. Vgl. Abb. 4 und 12.

13. Drahtstücke von verschiedener Dicke und Länge, zum Teil gedreht oder geflochten. Sie rühren fast durchweg von geflochtenen Halsringen her. Gewicht 75 g.

14. Münzen, laut besonderem Verzeichnis.

15. Winzig Kr. Wohlau

Ortsakten; Schles. Vorzeit N. F. II (1902) S. 45 ff. (E. Bahrfeldt); Friedensburg Erg. S. 11.

Gehoben im September 1899. Tongefäß mit Silbermünzen und Silberbruch, das samt Inhalt vom Breslauer Museum erworben wurde (Inv. Nr. 797/98:01).



Abb. 61. 1/4

Der Fund enthielt:

Zerhackte Gußkuchen	160 g
Schmuckreste	30 g
Bruchstücke von Münzen	100 g
79 ganze Münzen	102 g

Zusammen: 452 g



Unter den bestimmbarcn Münzen waren 1 Denar des Commodus, Bruchstücke von arabischen Dirhems, 1 Byzantiner, einige Böhmen, Engländer und Dänen und hauptsächlich Deutsche. Die Vergrabung ist bald nach 1027 anzusetzen.

1. Unterteil eines rötlich-braunen, innen schwarzen, rohen Topfes ohne Bodentempel. H. (soweit erhalten) 9,5, Br. 14 cm. Abb. 61.

2. Sechsendfünzig meist kleine Stücke zerhackten Rohsilbers. Gew. 65 g.

3. Schmuckreste, meist kleiner Bruch, Gew. 30 g, jedoch bemerkenswert:

a) Ohrring mit halbkreisförmigem Bügel, auf den drei Blechperlen aufgesetzt sind, und von dessen Mitte eine (jetzt abgebrochene) Perle herabhängt. Der Bügel selbst wird aus einem Rahmen von gedrehten Fäden gebildet, der durch einen wellenförmig gebogenen Draht gitterartig gefüllt ist. Abb. 62.

Aber diesen auch sonst häufigen Typus vgl. L. J. Arne, *La Suède et l'Orient*, S. 209.

b) Runker von einem ähnlichen Ohrring, oben abgebrochen. Der obere Teil entspricht den Befahperlen des vorigen, der untere ist durchbrochen und endet in ein kegelförmiges Drahtgewinde. Abb. 63.

c) Bruchstücke eines halbmondförmigen Anhängers. Erhalten ist die zum Durch-

ziehen des Fadens bestimmte Hülse und ein Stück der Platte mit drei aufgesetzten Hohlbüdeln. Hülse und Platte sind durch Körnchenreihen verziert. Abb. 64.

Die Rekonstruktion ist durch zahlreiche Seitenstücke gesichert. Vgl. z. B. Friedel-Buchholz a. a. D. Taf. III 6 u. 7; Montelius, *Kulturgeschichte Schwedens* S. 298; Arne

a. a. D. S. 108 f., Hampel a. a. D. III Taf. 411 und 528.

d) Kleiner Ring aus geflochtenem Draht. Abb. 65.

4. Münzen laut besonderem Verzeichnis.



Abb. 62—65. $\frac{1}{2}$

16. Rottwitz Kr. Ohlau

Ortsatten; Friedensburg Erg. S. 12.

Im März 1902 wurde beim Bau der Chaussee Rottwitz—Janfau, zwischen den Punkten 133 und 131,4 des Meßtischblattes, genau am Westrande der Straße, auf dem Pfarracker, ein Topf mit Münzen gefunden. Die Münzen erwarb Geh. Rat Friedensburg, das Tongefäß kam in die Breslauer Sammlung. (Inv. Nr. 315 : 02.) Der Schatz bestand aus etwa 260 Denaren und 4 Hälblingen, alles meist sehr schlecht erhalten. Doch war kein Hacksilber dabei. Die Hauptmasse, etwa 70 Stück, waren Adelheidsdenare der gewöhnlichen Art (Dannenbergl. 1167), dazu ein Hälbling gleichen Gepräges und 22 Stück mit dem Kopf (Dhg. 1169, 1164), sowie Sachsenpfennige (etwa 50 von Magdeburger Gepräge und mit zwei Kreuzen Dhg. 1330, 1335). Im übrigen enthielt er die gewöhnlichen Meßer, Kölner, Magdeburger, Mainzer, Wormser, Würzburger,

Straßburger, Regensburger (auch Dbg. 1090), Nachmünzen von Verdun, Deventer, Maestricht, einen Hartwig von Salzburg (Dbg. 1142), einen Heribert von Eichstätt, zwei Friesische „Schuppen“ usw. An Ausländern waren vertreten: Boleslaw Chrobry mit zwei der gewöhnlichen Pfennige mit Hahn, Ethelred mit 4, Knud mit 1 Pfennig, zwei verwilderte Ungarn und von Böhmen Udalrich mit 2, Brzetislaus mit etwa 60 Denaren der gewöhnlichen Art. Die Begrabungszeit fällt nach 1037, dem Beginn der Regierung Brzetislaus. Der Fund ähnelt dem von Frankenstein. (S. 146.)



Abb. 66. $\frac{1}{4}$

- a) Graugelber, schlanker Topf, fast in seiner ganzen Höhe mit unregelmäßig verlaufenden Querriefen versehen. Rand ausladend, mit steilabgesetzter, scharfkantiger Lippe. Boden eben, mit kleinem, schwach ausgeprägtem Kreuzstempel. Das Gefäß ist bei der Auffindung zerbrochen worden. Der größte Teil des Randes fehlt. H. 15,5, Br. 12 cm. (Inv. Nr. 315 : 02.) Abb. 66.
- b) Bodenstück eines größeren Topfes ohne Stempel, Dm. 9,6 cm. Kann als Deckel von a gedient haben. (Inv. Nr. 315 : 02.)

17. Kreis Frankenstein

Ortsakten; Schles. Vorzeit V (1890) S. 93 (Friedensburg); ebenda, Vereinsangelegenheiten S. 54. — Zeitschr. f. Numism. 17 (1890) S. 210—212 (Friedensburg).

Goldarbeiter Franz Steiner in Frankenstein berichtet im Oktober 1889 an das Breslauer Museum über einen Silberfund, den er aus zweiter Hand erworben und z. T. schon an Sammler verkauft habe. Den genauen Fundort und die Fundumstände könne er nicht angeben, weil der Vorbesitzer — vermutlich ein Hausierer — sich nicht darum gekümmert hätte. Doch stammten die Sachen sicher aus der dortigen Gegend. Das Museum erwarb darauf den Rest des Fundes, nämlich 26 Denare und das gesamte Hacksilber. Die in Privatbesitz gekommenen 22 Denare wurden Friedensburg für die Bearbeitung gleichfalls zur Verfügung gestellt. Es entfielen 25 Denare und 12 Bruchstücke auf Böhmen, 21 Denare und 7 Bruchstücke auf Deutschland, 2 Denare auf England. Die Begrabung dürfte um 1039 anzusetzen sein, also auf dieselbe Zeit, wie die der Funde von Schimmerau (S. 147) und Gottwig (S. 145). Friedensburg vermutet, daß alle drei Funde Denkmäler des großen Einfalles Herzog Brzetislaus von Böhmen seien, der im Jahre 1039 Schlesiens durchzog, Breslau verheerte und Polen eroberte.

1. Zwölf Stücke Rohsilber, die meisten flach und an den unversehrten Rändern abgerundet, aber alle an einer oder mehreren Seiten abgehakt. Das Gewicht beträgt 4—10 g, insgesamt 65 g. (Inv. Nr. 1012 : 89.)

2. Elf größere und achtzehn kleine Stücke von Blechperlen, Ohrringen und dgl., durchweg Typen, die auch in anderen Funden vertreten sind. Gesamtgewicht 17 g. (Inv. Nr. 1013 : 84.)

3. Münzen. Nach der Angabe Friedensburgs sind 26 Denare ins Museum gelangt. Im Inventar sind keine Münzen verzeichnet.

18. Schimmerau Kr. Trebnitz

Katalog der Münzfunde Nr. 4; Schles. Vorzeit I (1869) S. 177 (Friedländer); Menadier S. 104; Friedensburg, Münzgesch. S. 6.

Der Schatz wurde im Herbst 1867 ausgepflügt und vom Breslauer Museum erworben. Über die näheren Fundumstände ist nichts überliefert. Verzeichnet sind gegen 80 Münzen, überwiegend Otto-Adelheids-Denare und Sachsenpfennige, ferner von außerdeutschen Münzen je 3 Böhmen und Engländer, sowie 2 Dirhems. Auch eine Anzahl freilich sehr zerstückelter und verdrückter Schmuckreste ist vorhanden. Die Vergrabung fällt um 1040.

1. Schmuckreste, zerstückelt und verdückt, überwiegend Blechperlen und sonst bekannte Formen. Gewicht 13 g.

2. Münzen, laut besonderem Verzeichnis.

19. Mahnau Kr. Glogau

Ortsakten; Schles. Vorzeit VI (1895) S. 173 (Söhnel).

Auf dem Mühlfelde wurden im September 1894 in einem Topfe mit quergeripptem Körper und radförmiger Bodenmarke in leinene Beutel gewickelt etwa 1600 Münzen, meist böhmische Denare von Brzetislaw I. (1037—1055), sowie zahlreiche Schmuckstücke aus Silberfiligran gefunden. Der Schatz blieb im Besitz des Gutsherrn, Leutn. Jöhrs auf Mahnau, von dem das Breslauer Museum einige Münzen und Proben der Leinwand als Geschenk erhielt. Vgl. S. 162.

20. Waldau Kr. Liegnitz

Katalog der Münzfunde Nr. 3; Schles. Vorzeit IV (1881) S. 25—35 (Ab. Glas); Blätter für Münzfreunde V (1882) Sp. 881 ff. (derselbe); Menadier S. 109; Friedensburg, Münzgesch. S. 6.

Ende September 1880 wurde auf Waldauer Flur in der Nähe des Pansdorfer Sees ein Lontopf vom Pfluge durchschnitten. Er war angefüllt mit einigen Pfund kugelförmig geschmolzenen Bruchstücken von Schmuck und über 800 Denaren. Davon waren 450 Sachsenpfennige und etwa 150 Stück andre deutsche Gepräge. Die übrigen verteilten sich auf Ungarn, Böhmen, Polen, England und Dänemark. Die Hauptmasse gelangte in Privatbesitz. 163 Münzen, sowie Proben des Schmuckes, des Topfes und der Leinwand erwarb das Breslauer Museum. Die Vergrabung fällt um 1060.

Eigentümer des Grundstückes war Gutsbesitzer Oswald Riedel in Waldau. Von ihm erhielt das Museum die Scherben des Münztopfes, ein Stückchen Leinwand, ein Gußstück und 12 Denare geschenkt (Inv. Nr. 288/89 : 80). Weitere 29 Denare schenkte Herr v. Köhler (Inv. Nr. 20 : 81). 130 Münzen kaufte das Museum von dem Haupterwerber des Fundes, Adolf Glas in Löwenberg (Inv. Nr. 2 : 81). Schließlich wurden noch „6 Stück Silberarbeiten aus dem Waldauer Münzfunde“, wahrscheinlich zusammen mit den zuletzt erwähnten Münzen, angekauft (Inv. Nr. 685 : 82).

1. Eiförmiger Topf, innen und außen hellbraun. Boden eingedellt, Körper durch kräftig eingerissene, schmale Furchen verziert, an der Schulter eine Reihe keilförmiger Kerben. Rand fehlt. In zehn Stücke gebrochen und unvollständig. H. (soweit erhalten) 13, Br. 15 cm. (Inv. Nr. 288:80.) Abb. 67.



Abb. 67. $\frac{1}{4}$

2. Zwei kleine Stückchen eines dünnen Leinengewebes, durch Grünspan grünlich gefärbt. (Inv. Nr. 289:80.)
3. Gußkuchen, rundlich, von Markstückgröße. Gewicht 18 gr. (Inv. Nr. 289:80.)
4. Große, stark verbeulte Blechperle mit zwanzig symmetrisch verteilten und von Perlkränzen umgebenen Hohlbuckelchen. Dm. 2,75 cm.
5. Zwei ähnliche, nur etwas kleinere Blechperlen, die eine mit zwölf, die andere mit acht Buckelchen, beide sehr stark zerdrückt.
6. Zwei Bruchstücke von Blechperlen, die eine mit Buckelchen, die andere mit Körnchengruppen in Dreieckform und breiter Drahtspirale um die Öffnung.
7. Bruchstück eines Hrringes mit drei Türmchen. Vgl. Abb. 37.
8. Münzen laut besonderem Verzeichnis.

21. Hennigsdorf Kr. Trebnitz

Altshlesien II (1927) S. 48 f. (Friedensburg).

April 1927. Eiförmiger Topf von roher Handarbeit, aber eigentümlicher Form, abgeb. a. a. O., gefüllt mit 406 ganzen Münzen und einer geringen Zahl (14 g) zerbrochener. Die Hauptmasse, 351 Stück, sind Sachsenpfennige. Weiter sind vertreten Deutschland mit 30, Ungarn mit 19, Böhmen und England mit je 3 Stücken. Die Begrabungszeit fällt nach 1063. — Museum Breslau.

22. Begend von Liegnitz

Schles. Vorzeit III (1880) S. 489 (Friedensburg).

Von einem im Herbst 1880 bei Liegnitz gehobenen Schatz, über den sonst nichts Näheres bekannt ist, haben Proben vorgelegen, wonach er in seiner Zusammensetzung dem von Baldowitz (s. d.) geglichen zu haben scheint. Er enthielt dieselben Ungarn und Sachsenpfennige und vereinzelt deutsche Denare, und glich jenem auch in der starken Abnutzung der deutschen und der guten Erhaltung der böhmischen und ungarischen Gepräge. Er wird demnach auch um dieselbe Zeit — 1070 — vergraben worden sein.

23. Baldowitz Kr. Groß Wartenberg

Ortsakten; Katalog der Münzfunde Nr. 5; Schles. Vorzeit III (1880) S. 489 (Friedensburg); Menadier S. 110; Friedensburg, Münzgesch. S. 6.

Ungefähr¹⁾ im Mai 1880 wurde im Forstbezirk Baldowitz, Revier Laterne, ein Tongefäß mit angeblich etwa 300 kleinen Silbermünzen, einigen Stücken

¹⁾ Der Bericht Dr. Thalheims vom 14. 6. 1880 sagt: „vor einigen Wochen“.

geschmolzenen Silbers und Resten kleiner Schmucksachen gefunden. Das Tongefäß wurde zerschlagen. Von dem Silber gelangten 125 ganze Münzen und 10 Bruchstücke von Münzen, ferner 252 g zerhackte Gußstücken und 12 g Schmuckreste durch Vermittlung des Sanitätsrats Dr. Thalheim in Groß Wartenberg als Geschenk des Grundeigentümers, Prinzen Biron von Kurland, in das Breslauer Museum (Inv. Nr. 302:80). Von den Münzen waren die große Mehrzahl (etwa 100) Sachsenpfennige, die übrigen deutsche, böhmische, ungarische und 1 englische. Die Begrabungszeit fällt um 1070.

1. Rohsilber, dreihunddreißig meist flache und an den unversehrten Rändern rundliche Stücke. Fast alle sind an einer oder mehreren Seiten abgehackt, auch sind Einschnitte an der Oberfläche. Gewicht 252 g.

2. Zwei Blechperlen mit Körnchenverzierung.

3. Ohrring mit drei Türmchen (vgl. Abb. 37). Haken abgebrochen.

4. Anhänger (eines Ohrrings?) in Form eines Halbzylinders, dessen Rückseite durch ein aufgelötetes Blech verschlossen ist. Die Schauffseite ist mit drei Kugeln und Körnchenreihen verziert.

5. Ähnliches Schmuckstück, an der Außenseite ganz bedeckt mit Körnchengruppen.

6. Münzen, laut besonderem Verzeichnis.

24. Schrien Kr. Glogau

Dannenbergl, Die Münzen der sächsischen u. fränkischen Königszeit I S. 59; Menadier S. 110; Friedensburg, Münzgesch. S. 6.

Neben vielen Hundert der kleinen Sachsenpfennige enthielt der Schatz, über dessen Auffindung und Verbleib nichts bekannt ist, vier Denare Boleslaw II. von Polen (1058—1079). Seine Begrabungszeit fällt um 1070.

25. Wilkau Kr. Neumarkt

Friedensburg, Münzgesch. S. 6.

Der Fund, über den sonst gar nichts weiter bekannt ist, bestand lediglich aus Sachsenpfennigen und einem Denar Boleslaw II. von Polen (1058—1080).

26. Wättrisch¹⁾ Kr. Nimptsch

Ortsakten; Katalog d. Münzfunde Nr. 4; Schles. Vorzeit IV (1884) S. 227—231 (Friedländer); Zeitschr. f. Numism. XVI (1888) S. 93—96 (E. Bahrfeldt); Friedensburg, Münzgesch. S. 6.

Beim Pflügen wurde hier i. J. 1883 etwa 1½ Fuß tief in einem kleinen Tongefäß ein Silberschatz gefunden und vom Grundeigentümer, Major Schröter auf Wättrisch, dem Breslauer Museum geschenkt. Außer 4 Stück Rohsilber und 1 Schmuckfragment enthielt der Fund 164 Münzen, hauptsächlich Denare Otto III. und Adelheids, dann Sachsenpfennige der kleineren, späteren Art.

¹⁾ Menadier hat (Z. f. N. XV S. 105 ff.) unter dem Namen „Wättrisch“ einen Fund beschrieben, der in Wahrheit aus der Gegend von Rawitsch in der damaligen Provinz Posen stammte. Der Irrtum ist dann von E. Bahrfeldt (Z. f. N. XVI) berichtigt worden.

Von sonstigen Sorten waren vertreten Sachsen, Friesland, Lothringen, Franken, Schwaben, Bayern, sowie Böhmen, Ungarn, Italien, England.

Die Vergrabungszeit würde man nach der Hauptmasse der Münzen um 1060 ansetzen müssen, wenn nicht zwei Stücke darunter wären, die, falls richtig bestimmt, einem Erzbischof Hartwig von Magdeburg angehören. Von den beiden in Betracht kommenden Prägeherren dieses Namens hat der eine 1079—1102, der andre 1085—1089 regiert. Der Schatz könnte dann also erst um 1080 vergraben worden sein.

1. Nach Inv. Nr. 884 (Münzenzugänge) waren „von dem zugehörigen Töpfchen, welches zirka 8 cm Dm. hatte“, drei Scherben vorhanden. Ihr Verbleib hat sich bisher nicht feststellen lassen.

2. Vier Stücke Rohsilber, darunter ein rundes von Pfenniggröße und drei zerhackte, eckige. Gewicht 32 g.

3. Endstück eines Kettchens mit kleiner Blechperle.

4. Münzen, nach dem Verzeichnis 48 Nummern mit 164 Stüd.

27. Cammelwitz Kr. Steinau

Ortsakten; Friedensburg Erg. S. 12.

Im Mai 1901 wurde beim Pflügen ein Topf mit 259 Sachsenpfennigen der kleinen, späten Art gefunden. 10 Stück davon, sowie den Rest des Topfes und der Leinwand, worin die Münzen eingewickelt waren, schenkte Freiherr von Muzenbecher dem Breslauer Museum (Inv. Nr. 1109—1111:01). Vergrabungszeit zwischen 1020 und 1090.



Abb. 68. $\frac{1}{4}$

1. Scherben vom Unterteil eines rohen, erdfarbenen Topfes, der bis nahe zum Boden quergeriefelt war. Der Boden war mit einem kreuzförmigen Stempel versehen. H. 7, Dm. 7,5 cm. Abb. 68.

2. Grobes Leinengewebe, grünschwarz gefärbt. Größe etwa 10 × 6 cm.

3. Zehn kleine Wendenpfennige.

28. Bunzlau Kr. Bunzlau

Ortsakten.

Am 23. Juli 1873 schreibt Katasterkontrolleur Klose in Löwenberg, ein bekannter Altertumsfreund, an das Breslauer Museum: „Ich weiß nicht, ob es Ihnen schon bekannt ist, daß beim Bau der Obermühle in Bunzlau mehrere Pfund kleiner Silbermünzen, wahrscheinlich Hälblinge aus dem 10. oder 11. Jhd., soweit ich mir eine Bestimmung erlauben darf, gefunden worden sind. Die Exemplare sind leider nicht schön und ich stelle Ihnen 2 zur Verfügung.“ Nach freundlicher Auskunft von Geh. Justizrat Schiller in Bunzlau ist über diesen Münzfund dort nichts bekannt. Die alte Obermühle brannte am 12. Januar 1873 ab. Auf ihren Grundmauern ist noch in demselben Jahre eine Wollspinnerei errichtet worden. Das Gebäude gehörte zu dem später eingemeindeten Vorort Burglehn SW der

Stadt. Was aus dem Funde geworden ist, läßt sich nicht mehr feststellen. In der Sammlung Kloses, die viel später vom Breslauer Museum erworben worden ist, waren keine Münzen.

29. Druse Kr. Glogau

Ortsakten.

Im Jahre 1847 stieß man an der Westseite des Dorfes beim Pflügen auf einen Topf mit kleinen Silbermünzen. Es war damals für Schlesien eine schlimme Zeit. Mißwachs und Teuerung hatten besonders die Landbevölkerung in große Not und Sorge um ihre Existenz versetzt. So sah der Besitzer von Druse, Herr Mathis, in dem gefundenen kleinen Schatz ein glückverheißendes Zeichen und ließ daraus zum Andenken für jedes seiner Kinder einen Eßlöffel gießen. Die Scherben des Gefäßes, eines rohen Topfes von einfachster Form, bewahrte er auf, bis sie i. J. 1880 beim Brande des Schlosses verloren gingen. Von den Münzen blieben 38 Stück erhalten, die sich heute im Besitz von Frau Gutsbesitzer Matthis in Klein Schwein Kr. Glogau befinden. Es sind sogen. Sachsenpfennige der gewöhnlichen Art. Einen etwas seltenen Hälbling erhielt das Breslauer Museum als Probe zum Geschenk (Inv. Nr. 411 : 26). Nähere Auskunft über die Fundumstände verdankt das Museum der Tochter des Finders, Frau Rittmeister Tuckermann in Schweidnitz.

30. Beichau Kr. Glogau

Ortsakten.

Durch Vermittlung von Landmesser Hellmich in Glogau erhielt das Breslauer Museum i. J. 1902 das unten beschriebene Töpfchen (Inv. Nr. 1481 : 02). Es war einige Jahre vorher in der Ziegelei des Herrn Hoffmeister in Beichau gefunden worden. Darin hatte ein kleiner Schatz von Silbermünzen gelegen, die der Besitzer zu Schmucksachen verarbeiten ließ. Nach seiner Angabe wären sie hohl und einseitig geprägt gewesen. Dagegen hatte Divisionspfarrer Abel in Glogau, ein bekannter Altertumsfreund, sie für Wendenpfennige erklärt. Die Gefäßform spricht eher für das 11. als das 12. Jahrhundert, also für die Richtigkeit der Abelschen Bestimmung.

Kleines, rötlich-braunes Tongefäß, dickwandig, stark glimmerhaltig, regelmäßig geformt und gut erhalten. Der Bauch ist quergebiefelt, der niedrige, gerade Hals ohne Randwulst nach innen ein wenig abgeschrägt. Die Standfläche hat in der Mitte eine buckelartige Erhöhung. H. 7,7, Br. 8,4 cm. Abb. 69.



Abb. 69. $\frac{1}{4}$

31. Schmolitz Kr. Neiße

Numism. sphragist. Anzeiger 1887 S. 69 ff. (E. Bahrfeldt); Menadier S. 110, wo der Fund ungenau nach „der Grottkauer Gegend“ verlegt wird. Ebenso Friedensburg, Münzgesch. S. 6. Berichtigung von E. Bahrfeldt, Zeitschr. f. Numism. XVI (1888) S. 93.

Der Schatz wurde 1884 gehoben und kam in den Besitz des Grafen Colonna Walewski. Bei einer Gesamtzahl von 1903 Stück Münzen enthielt er kleine

Sachsenpfennige und polnische Denare. Ein vereinzelter Denar Herzogs Boriwoi von Böhmen verweist ihn in den Anfang des 12. Jahrhunderts.

32. Begend von Blogau

Menadier S. 111 (nach Stronczynski, Dawne monety polskie, Piotrkow 1883); Friedensburg, Münzgesch. S. 7.

Dieser schon 1839 gehobene Schatz enthielt neben einer großen Zahl Denare auch einen Brakteaten Miesko III. von Polen (1173—1202). Er leitet also schon zum Zeitalter der Brakteaten über. Vgl. Musternick.

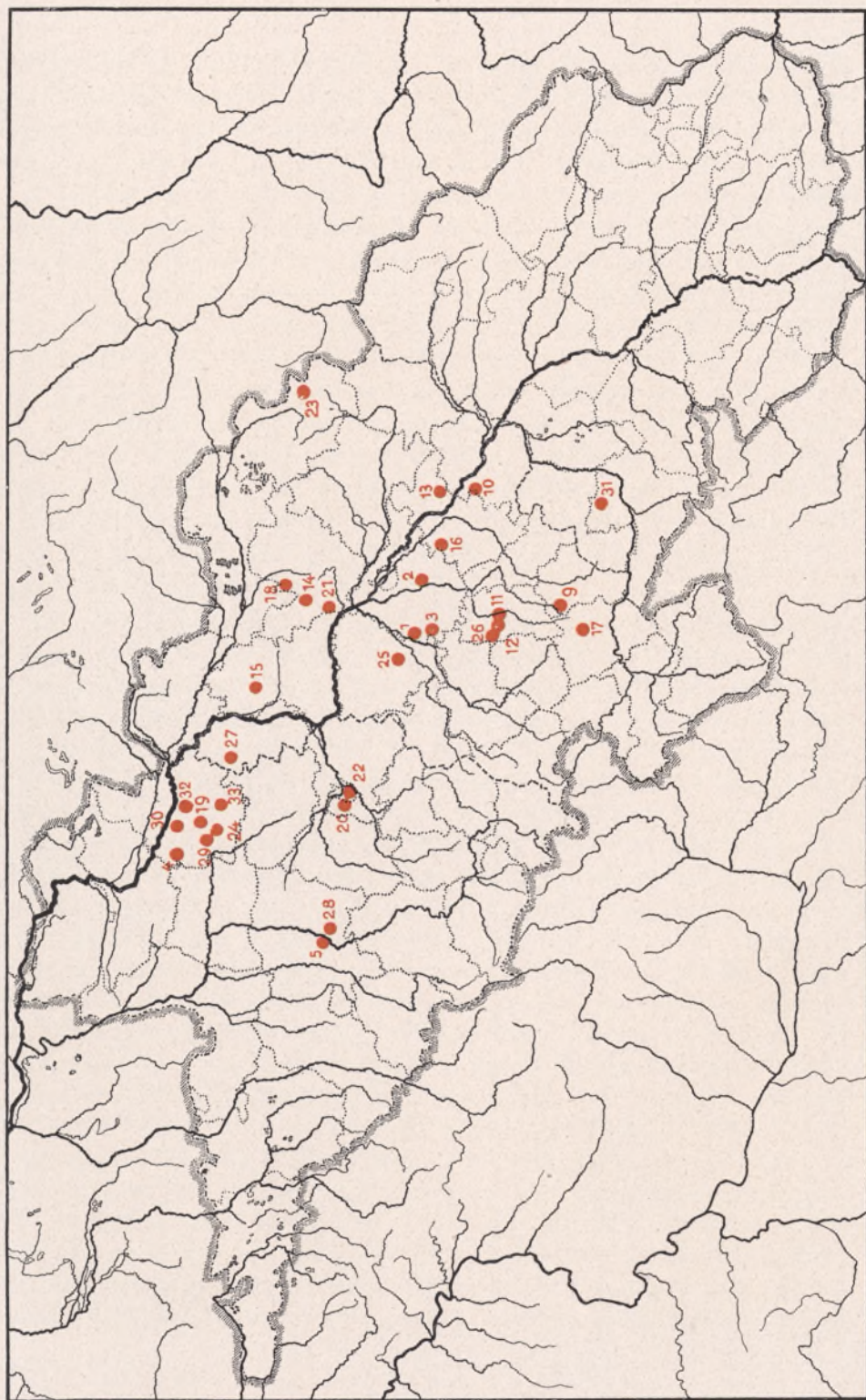
33. Musternick Kr. Blogau

Friedensburg Erg. S. 12.

Gehoben 1890. Neben einigen Sachsenpfennigen fanden sich an 1800 kleine Brakteaten Miesko III. von Polen und seiner Zeitgenossen, z. T. mit hebräischer Aufschrift. Dieser wichtige Schatz, der den Übergang zur Brakteatenzeit bildet, wurde vom Berliner Münzkabinett erworben.

Zeittafel der Schlesiſchen Silberfunde.

Fundort	Vergrabungszeit	Fundort	Vergrabungszeit
1. Schosnitz	940	18. Schimmerau	1040
2. Carowahne	980	19. Mahnau	1055
3. Gnichwitz	990	20. Waldau	1060
4. Gustau	990	21. Hennigsdorf	1063
5. Tillendorf	1000	22. Liegnitz	1070
6. Schlesien, Fundort unbek.	"	23. Baldowitz	"
7. " " "	"	24. Schrien	"
8. " " "	"	25. Wilkau	1080
9. Zintwitz	"	26. Wättrisch	"
10. Linden	"	27. Cammelwitz	1020—1090
11. Rudelsdorf I.	"	28. Bunzlau	11. Jahrh.
12. Rudelsdorf II	1003	29. Druse	"
13. Peiſterwitz	"	30. Beichau	"
14. Kawallen	1002—1013	31. Schmoltz	nach 1100
15. Winzig	1027	32. Blogau	um 1200
16. Zottwitz	1037	33. Musternick	"
17. Frankenſtein	1039		



Verbreitung der schlesischen Silberschätze aus spät-glazialer Zeit.

Nicht alle im vorstehenden beschriebenen Schätze sind als Hacksilberfunde im eigentlichen Sinne anzusehen. Abgesehen von Nr. 10 (Zinden), dessen Charakter als Grabfund erst während des Druckes dieser Arbeit festgestellt wurde, haben die Funde Nr. 6—8, 16, 22, 24, 25, 27, 30—33, soviel wir wissen, lediglich ganze oder wenigstens nicht absichtlich zerbrochene Münzen und keine anderen Bestandteile enthalten. Doch gehören sie nach Alter, numismatischer Zusammensetzung und Fundumständen so eng mit den übrigen zusammen, daß es verfehlt wäre, sie von ihnen abzutrennen. Auch wenn es uns die Funde nicht deutlich lehrten, würden wir annehmen müssen, daß die alte Gewohnheit des Geldgebens und -nehmens mit der Wage nicht mit einem Schlage abgeschafft wurde, sondern neben der neuen Rechnungsweise nach abgezählten Münzen noch lange einherging. Es ist zweckmäßig, sich dies vor Augen zu halten, weil die einfache Gleichsetzung von Hacksilberfunden mit spätslawischen Silberschätzen zu methodischen Irrtümern führen kann. Das Einheitliche unserer Fundgruppe beruht nicht sowohl auf der mehr oder minder zufälligen Beschaffenheit ihres Inhalts, als darauf, daß sie sich auf einen ganz bestimmten geographischen Umkreis und eine ebenso genau bestimmte Zeit zusammendrängen.

Die von Vermessungsrat Hellmich angefertigte Karte zeigt eine Häufung der Funde in dem Raume links der Oder zwischen den Flüssen Reisse und Weistritz und zwischen Liegnitz und Glogau. Vornehmlich die Gegenden südlich von Breslau und Glogau weisen verhältnismäßig zahlreiche Funde auf. Auf dem rechten Oderufer haben der Kreis Trebnitz drei, die Kreise Ohlau, Groß Wartenberg und Wohlau je einen Fund ergeben. Mit der einzigen Ausnahme des Fundes von Schmollitz Kreis Reisse, der aber schon auf dem linken Reisseufer liegt, ist ganz Oberschlesien fundleer, desgleichen der preußische Anteil der Oberlausitz. Der Bober bildet hier die Grenze nach Westen. Wie immer in solchen Fällen, muß damit gerechnet werden, daß eine gründlichere Durchforschung des Landes Nachträge bringen und auch die vorläufig weißen Flächen der Karte hier und da mit Fundzeichen bedecken wird. Aber eine wesentliche Verschiebung des Bildes wird schwerlich eintreten. Im ganzen entspricht die Verteilung der Bevölkerungsdichte. Die fruchtbaren Landstriche zwischen Breslau und Rimplsch, um Glogau und Liegnitz, sind immer am stärksten bewohnt gewesen. Breslau und Glogau waren überdies als wichtige Oberübergänge Knotenpunkte des Verkehrs. Auffällig bleibt nur die völlige Leere namentlich des südwestlichen Teiles von Oberschlesien, der zu allen Zeiten dicht besiedelt war. Nach Belz (a. a. O. S. 47) zeigen die Funde einen die Oder entlang gehenden Weg, der aber seinen südöstlichen Weitergang von Ohlau aus nicht die Oder entlang, sondern östlich genommen habe. Richtig ist wohl, daß nach Lage der Funde an östliche Verbindungen überhaupt nicht gedacht zu werden braucht, sondern daß die schlesische Gruppe nur den südlichsten Ausläufer des so unvergleichlich reicheren baltischen Verbreitungs-

gebietes bildet. Die islamischen Münzen widersprechen dem keineswegs. Gerade sie sind zweifellos erst durch den arabisch-nordischen Handel auf dem Umwege über Rußland—Skandinavien und die skandinavischen Niederlassungen an der Ostseeküste nach Ostdeutschland und Nordpolen gelangt¹⁾.

Eine graphische Darstellung würde erkennen lassen, wie sich die Funde in Südschweden und an der Pommerschen Bucht zusammenballen und von da in abnehmender Stärke nach allen Seiten zerstreuen. Im Westen bildet die Elbe als slawisch-deutsche Völkerscheide, im Süden der Gebirgszug gegen Böhmen eine scharfe Grenze. Aus dieser Verteilung muß gefolgert werden, daß wir es mit einer national begrenzten Erscheinung zu tun haben, die vom germanischen Norden ausgegangen ist und sich über die damals wendischen und polnischen Lande verbreitet hat. Schon das muß uns gegen die übliche Ansicht bedenklich machen, wonach sie schlechthin als eine Auswirkung des seinem Wesen nach internationalen Handels aufzufassen sei.

Bevor wir daraus weitere Schlüsse ziehen, betrachten wir zunächst das Altersverhältnis der Funde. Ihre Begrabungszeit fällt im allgemeinen zwischen 850 und 1050 n. Chr. Dabei besteht jedoch ein Unterschied zwischen dem skandinavisch-norddeutschen Gebiete einerseits und dem mitteldeutsch-polnischen andererseits. Während sie z. B. in Pommern bis ins achte Jahrhundert zurückreichen und der Mehrzahl nach aus dem zehnten Jahrhundert stammen, fallen von den 33 schlesischen nur 4 ins zehnte, 26 ins elfte Jahrhundert, davon 14 sicher in dessen erste 8 sicher in dessen zweite Hälfte. Ähnlich scheint das Verhältnis in Brandenburg, Sachsen und in der früheren Provinz Posen²⁾ zu sein. Im südlichen Teile von Ostelbien haben sie also reichlich ein Jahrhundert später begonnen. Das ist aus der politischen und wirtschaftlichen Zurückgebliebenheit dieser Länder unschwer zu verstehen. Bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts war das nachmals polnische Gebiet in zahllose kleine Völkerschaften zersplittert, die jeder staatlichen Zusammenfassung entbehrten. Was wir aus dieser Zeit an kulturellen Hinterlassenschaften besitzen, ist von kaum zu überbietender Dürftigkeit. Der Umschwung trat ein, als um 960 der Nordmanne Dago, nachher Misko I. genannt, ein großes

¹⁾ B. Schnittger, *Fornvännen* 1915 S. 226 und 252; E. J. Arne a. a. O. S. 88 f. — Dies scheint auch das Ergebnis der umfassenden Untersuchung von R. Jakimowicz in Warschau über die polnischen Silberfunde zu sein, aus der bisher nur Auszüge in dem *Posener Nachrichtenblatte Z otchłani wieków* II (1927) Heft 2 und 3 (nach einem in Posen gehaltenen Vortrage) vorliegen. Danach treten solche Funde in Litauen, Ost- und Südpolen und der Ukraine entweder gar nicht oder nur ganz vereinzelt auf. Die Verbindung zwischen Osten und Westen kann also nicht über diese Gebiete gegangen sein.

²⁾ Die Fundstatistik bei Belz a. a. O. S. 43 ist zu ergänzen durch J. Rostrzewski, *Wielkopolska* S. 215 und 222 ff. — Im Breslauer Museum werden zwei Funde aus Posen aufbewahrt: 1. G u s s w i z Kreis Rawitsch, veröffentlicht in *Schles. Vorzeit* VI 53 f.; 2. R a t w i z Kreis Posen, erwähnt ebenda VII 557. R. Virchow beschreibt in den *Verhandl. der Berliner anthrop. Ges.* 1878 S. 207 ff. einen Hacksilberschatz von demselben Fundort, der nachher vom Berliner Museum erworben wurde. Die wenigen Breslauer Stücke dürften Teile davon sein.

Reich errichtete, dessen Hauptstadt vermutlich erst Posen, dann Gnesen war, und das später Polen genannt wurde¹⁾. Schlesien links der Oder scheint anfänglich nicht dazu gehört zu haben, sondern in böhmischer Hand gewesen zu sein. Aber um 990 wurde das Land zwischen Oder und Sudeten, bald darauf auch Oberschlesien, von Misiko den Böhmen entzogen. Der Name Nimptsch im Gau der Glasane wird damals zum ersten Male erwähnt. Gleichzeitig beginnt die Einführung des Christentums. Im Jahre 1000 erscheint Breslau bereits als Bischofsitz. Auch Münzen sind schon von Misikos Sohne, Herzog Boleslaw Chrobry (992—1025), in Breslau geschlagen worden²⁾. Daß nun, nach Schaffung einer starken Zentralgewalt, Handel und Wandel in geordnete Bahnen geleitet waren, geht auch aus dem zeitgenössischen Reisebericht des maurischen Juden Ibrahim - ibn - Jakub (Abraham Jakobsohn) hervor. Es heißt darin ausdrücklich, daß die von Misiko erhobenen Abgaben in gangbarer Münze entrichtet würden, und daß er davon seinen 3000 Gewappneten (Gefolgsleuten) einen festen Monatssold auszahlte. Der Reichtum des Landes an edlen Metallen wird auch von anderen Chronisten z. T. in überschwänglichen Worten gepriesen³⁾.

In diesen historischen Rahmen fügen sich die Silberschätze unserer Gegend anscheinend vortrefflich ein. Sie beginnen grade mit dem Zeitpunkt, wo die Herrschaft Misikos einsetzt, und entfalten sich am reichsten um die Wende des Jahrtausends, wo das ganze Land unter dem Zepter seines kraftvollen Sohnes vereinigt war. Wie ist es aber zu verstehen, daß sie von der Mitte des elften Jahrhunderts an so stark abnehmen und im zwölften beinahe gänzlich aufhören? Man verweist gewöhnlich auf den Abbruch des arabisch-nordischen Handels und die Veränderung der Rechnungsweise: den Übergang vom Abwägen zum Abzählen gemünzten Geldes und die Einführung einer eignen Münzprägung in den skandinavischen und slawischen Staaten. Das Verschwinden der arabischen Dirhems und des Hacksilbers aus den späteren Schätzen ließe sich damit allenfalls rechtfertigen, nicht aber das Verschwinden der Schätze selbst. Es kann doch kein Zufall sein, daß der Unzahl von Funden aus dem zehnten und elften Jahrhundert nur ganz vereinzelt aus dem zwölften gegenüberstehen. Man wird auch nicht behaupten wollen, daß die äußeren Anlässe zum Verbergen von Wertsachen im Laufe der Zeit geringer geworden seien. Kriegsnöte und räuberische Angriffe hat es im Mittelalter stets gegeben. Überhaupt scheiden örtliche und landschaftliche Ursachen schon deshalb aus, weil das Verliegen der Funde überall ziemlich genau

¹⁾ Vgl. die beiden Aufsätze von R. Holzmann, Böhmen und Polen im 10. Jahrhundert, und Lambert Schulte, Beiträge zur ältesten Geschichte Polens, im 52. Bande der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 1918.

²⁾ F. Friedensburg, Schlesiens ältestes Münzdenkmal, Schles. Vorzeit N. F. II 55 ff. — Holzmann a. a. O. S. 11 Anm., hält es für wahrscheinlich, daß die böhmischen Boleslaw-Pfennige mit dem Namen Vratsao sich gleichfalls auf Breslau, nicht auf das böhmische Bräslau, beziehen.

³⁾ Schulte a. a. O. S. 44.

auf dieselbe Zeit, nämlich die des ausgehenden Heidentums, trifft. Dies und die Tatsache, daß die Schätze außer in Skandinavien fast ausschließlich auf einem unter skandinavischem Einfluß stehenden Boden vorkommen, zwingt zu dem Schlusse, daß wir es mit einer spezifisch nordischen damaligen Sitte zu tun haben, die durch den endgültigen Sieg des Christentums nach und nach zum Erlöschen gebracht wurde. Nach der Inglingensage (Kap. 8) gab Odin das Gesetz: Jeder solle mit so reichem Besitz nach Valhall kommen, wie auf seinem Scheiterhaufen bei ihm gewesen sei. Dort solle er auch der Schätze teilhaftig werden, die er bei Lebzeiten in der Erde vergraben habe. Dieser Wikingerglaube, der sich in Schweden bis in die Gegenwart erhalten hat¹⁾, muß im Gefolge der politischen und wirtschaftlichen Durchdringung auch nach dem slawischen Osten verpflanzt worden sein. Es ist ja fast selbstverständlich, daß die von Dago-Misäto begründete Herrschaft sich auf ein starkes Aufgebot von Landsleuten stützte, die nicht nur seine von Ibrahim erwähnte Leibwache stellten, sondern als Krieger, Beamte, Kaufleute über das ganze Land verteilt wurden und dadurch Gelegenheit hatten, ihre heimatlichen Gewohnheiten und Anschauungen zu verbreiten²⁾. Insofern bieten die Schatzfunde eine schöne Bestätigung der auf historischem Wege gewonnenen Ergebnisse.

Durch den Nachweis, daß die Niederlegung der Silberschätze in der Hauptsache auf einem eigentümlichen Volksglauben beruht, wird ihre handelsgeschichtliche Bedeutung in gewissem Sinne eingeschränkt. Wir dürfen sie jetzt nicht mehr als alleinigen Maßstab des Verkehrs bewerten, der den Silberstrom ins Land geleitet hat; denn offenbar kann der Verkehr auch durch Strecken und Länder geführt haben, wo jener Glaube unbekannt war, und wo uns deshalb der Erdboden keine nennenswerten Schätze dieser Art aufbewahrt hat. Es wurde (S. 154) schon gesagt, daß die arabischen Dirhems erst durch den baltischen Zwischenhandel nach Ostelbien gelangt seien. Daselbe gilt natürlich für die dänischen und angel-

¹⁾ Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 288. — Daß das Motiv der Selbstausstattung für ein künftiges Leben bei der Vergung der Silberschätze vielleicht eine Rolle gespielt hat, ist oft gesagt worden. Vgl. z. B. Müller, Nordische Altertumskunde II 289; B. Schnittger, Fornvännen 1915 S. 245; Bely a. a. O. S. 20. Daß es aber geradezu den Schlüssel bildet für die eigentümliche zeitliche und räumliche Begrenzung der Funde und ihre beispiellose Häufigkeit, hat man bisher anscheinend nicht genügend beachtet. Nur der scharfblickende Birchow dachte schon vor fünfzig Jahren an die Möglichkeit, daß „gewisse Eigentümlichkeiten der finnischen, slawischen und skandinavischen Völker es mit sich gebracht haben, daß von ihnen solche Schätze häufiger in die Erde niedergelegt worden sind und uns jetzt so entgegentreten können.“ (Verhandl. 1878 S. 209.)

²⁾ Damit vergleiche man die Eingangsworte des Reiseberichts von Ibrahim ibn Jakub (Übersetzung von G. Jacob, Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert, Berlin und Leipzig 1927): „Die Slawenländer erstrecken sich vom Syrischen (das ist Mittelländischen) Meer bis zum Okeanos nach Norden. Völker aus dem Innern (Norden) haben sich jedoch eines Teiles derselben bemächtigt und wohnen bis auf den heutigen Tag zwischen ihnen.“ Daß Ibrahim dabei nur an Rußland dachte, ist unwahrscheinlich, weil er dieses Land gar nicht bereist hat.

sächsischen und wahrscheinlich auch für einen Teil der deutschen Denare. Die ganz gleichartige Zusammensetzung der schwedischen Münzfunde spricht durchaus dafür¹⁾. Der Gegenstrom kam von Böhmen auf dem uralten Verbindungswege durch die Grafschaft Glog. Wir sehen auf unserer Karte, wie sich die Funde nach dieser Richtung strecken. Unter den Münzen sind die böhmischen vom Beginn der dortigen Münzprägung an fast ständig vertreten, manchmal (Mahnau, Peisterwitz) mit mehr als 50 %. Im zehnten Jahrhundert war Schlesien zeitweilig in böhmischer Hand²⁾, andererseits war Böhmen unter Boleslaw Chrobry vorübergehend von Polen beherrscht. Prag galt als vornehmster Stapelplatz für die westslawischen Länder. „Die Stadt Prag“, sagt der genannte Ibrahim³⁾, „ist aus Steinen und Kalk erbaut, und sie ist der größte Handelsplatz jener Länder. Zu ihr kommen aus der Stadt Krakau die Rûs und die Slawen mit Waren, und es kommen zu ihnen aus den Ländern der Türken Muhammedaner, Juden und Türken gleichfalls mit Waren und gangbaren Münzen und führen von ihnen Sklaven, Zinn und verschiedene Felle aus. Ihr Land ist das beste von den Ländern des Nordens und das reichste an Lebensunterhalt.“ Demnach dürfen wir überzeugt sein, daß ein starker Prozentsatz des in den Schatzfunden enthaltenen Geldes als Zahlungsmittel der böhmischen Kaufleute ins Land gelangt ist. Außer den böhmischen, ungarischen und einem Teile der deutschen Münzen kommt dafür auch der Silberschmuck in Betracht.

Als die Frage nach dem Ursprung der Schmuckgegenstände zum ersten Male auftauchte, war man schnell bereit, sie wegen der Gesellschaft der arabischen Münzen insgesamt ebenfalls für arabisch zu erklären. So einfach liegt die Sache nun nicht, aber ebensowenig ist es richtig, daß nirgends in der islamischen Welt dergleichen Dinge oder ihre Vorbilder angetroffen würden. Es scheint festzustehen, daß in Vorderasien, vornehmlich in Syrien und Persien, eine bedeutende Gold- und Silber-Industrie geblüht, und daß sie ihre Waren über Turkestan und das Kaspiische Meer nach Südrußland gebracht hat⁴⁾. Der orientalische Einfluß begegnete hier dem byzantinischen, und aus der Verbindung beider gingen in Rußland, Finnland, Schweden usw. neue Werkstätten von landschaftlicher Eigenart hervor. Trotz dieser Vielspältigkeit bewahrte die gesamte

¹⁾ Schnittger a. a. O. S. 232, 234, 253. — Auch W. Antoniewicz, *Archeologia Polksi* (1929) S. 267, nimmt an, daß die abendländischen Münzen durch normannische Kaufleute in Polen eingeführt worden seien. Die unmittelbare Verbindung mit Deutschland sei bis ins 12. Jahrhundert durch Kriege erschwert gewesen. Ein Zeugnis dafür sieht er in der Angabe der ältesten Chronik von Polen, daß Polen abseits vom Verkehr liege und nur als Durchgangsland für den Handel mit Rußland wenigen bekannt wäre. (*Galli Anonymi Chronicon* rec. L. Finkel et St. Kętrzyński p. 4: *Sed quia regio Polonorum ab itineribus peregrinorum est remota, et, nisi transeuntibus in Rusiam pro mercimonio paucis nota etc.*)

²⁾ Holzmann a. a. O. S. 9 ff.

³⁾ G. Jacob a. a. O. S. 12.

⁴⁾ Näheres darüber bei Arne, Jakimowicz und Antoniewicz, die die Verhältnisse an Ort und Stelle studiert haben.

Produktion eine gewisse Familienähnlichkeit, die auf der gemeinsamen Abstammung von der spät-antiken Goldschmiedekunst beruht. Sowohl die wesentlichen Schmuckformen wie die Technik der Granulation und des Filigrans sind schon aus der alexandrinischen Periode wohlbekannt. Sie mögen sich an manchen Stellen bis ins Mittelalter vererbt und mit der hellenistischen Kultur auch über den alten Orient verbreitet haben¹⁾. Es ist deshalb meist nicht ohne weiteres zu entscheiden, welche Bestandteile der Silberschätze byzantinisch, welche orientalisches, und welche etwa aus einer südrussischen oder anderen örtlichen Fabrik hervorgegangen sind. Ein Schulbeispiel für die Verwickeltheit der Probleme sind die halbmondförmigen Anhänger: Abb. 64. Sie sind am häufigsten in Südrußland, man kennt sie aber auch aus Schweden, Ostdeutschland, Polen, Ungarn, Südslawien und vereinzelt aus den anderen nordischen Ländern, Deutschland und der Schweiz. Nach Ansicht russischer Archäologen sind sie arabischen Ursprungs. Der schwedische Forscher Arne glaubt, daß sie in der Hauptsache in Südrußland, aber nach arabischen Modellen, angefertigt wären²⁾. Max Rosenberg hält die schwedischen Stücke für Nachahmungen der südrussischen, diese selbst aber schon für entartet und nur erklärbar aus viel älteren Kulturen. Die Verzierungen erinnerten teils an Ägyptisches, teils an Ostgriechisches oder Zyprißches, und in dem Ganzen stecke ein uraltes Mondidol³⁾. R. Belz knüpft sie an ostgermanische Schmucksachen von der Art der goldenen „amazonenschildartigen“ Anhänger des Sacrauer Fundes an und meint, daß sie wohl auf südslawischem Gebiet nach spät-kaiserzeitlichen südrussischen Vorgängern entstanden seien⁴⁾. Man sieht: soviel Köpfe, soviel Meinungen. Selten hat man bestimmte Anhaltspunkte. Die rechteckigen oder trapezförmigen Täschchen, türkisch „Muska“, russisch „Raptorga“ genannt, von denen aus Schlesiens nur Fragmente vorliegen: Abb. 56, dienten in der mohammedanischen Welt als Hülle für Koranblättchen, die als Talismane auf der Brust getragen wurden⁵⁾. In der Tat erscheinen sie nach ihrer Schmächtigkeit dazu am geeignetsten. Aber dieselben oder ihnen nachgebildete kupferne Behältnisse werden im Abendlande als Reliquiare verwendet⁶⁾. Der Stil wirkt bei den reicher verzierten Exemplaren durchaus orientalisches⁷⁾, doch fehlt es auch nicht an byzantinischen Anklängen⁸⁾. Christliche Symbole sind in den schlesischen Silberschätzen bisher nicht beobachtet.

¹⁾ Marc Rosenberg, Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage, Abteilung: Granulation, Frankfurt a. M. 1918. Vgl. auch Arne a. a. D. S. 98.

²⁾ Arne a. a. D. S. 111.

³⁾ M. Rosenberg a. a. D. S. 128.

⁴⁾ Belz a. a. D. S. 52 f.

⁵⁾ Arne a. a. D. S. 43.

⁶⁾ J. Schráníl, Vorgeschichte Böhmens und Mährens, S. 306 f.; derselbe, Obzor praehist. IV (1925).

⁷⁾ So besonders an den Prachtstücken des Schachfundes von Holm in der Neumark. H. Göge, Amtliche Berichte XXX 1908/09 S. 87 ff.; Schuchhardt, Vorgeschichte Deutschlands S. 328 ff.

⁸⁾ Schráníl, Vorgeschichte S. 306.

Wohl aber zeigen die mit getriebenen Tierfigürchen geschmückten Stücke: Abb. 58, 59, eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem „Agnus Dei“ auf der bekannten Schmuckplatte von Komarow im Troppauer Schlesien¹⁾.

Die bei weitem häufigsten Bestandteile der ostdeutsch-polnischen Silberschätze sind Ohrgehänge und zum Auffädeln auf Halsketten bestimmte Blechperlen. Ihre ungeheure Verbreitung zeigt, daß sie Massenfabrikate und Gegenstand der Volkstracht gewesen sind. Die Urformen sind gewiß byzantinisch, wenn man will, sogar alexandrinisch²⁾. Aber nur ausnahmsweise geht die Übereinstimmung mit mediterranen Funden so weit, daß man einen wirklichen Import aus dem byzantinischen Reiche behaupten kann. Für die schildförmigen Ohrringe mit Kettchenbefaß: Abb. 16, 17, 19, 20, 25—28, sind Seitenstücke aus Ägypten und und Zypern nachgewiesen³⁾. Man trifft sie auch in Südrußland⁴⁾ und in Schweden, dagegen anscheinend nicht in den Sudetenländern. Sie dürften also über Rußland und den Norden zu uns gelangt sein. Die mit drahtförmigem Bügel und vier symmetrisch daran befestigten Hohlperlen — ich möchte sie kandelaberförmig nennen⁵⁾ —: Abb. 41, 45, 62, sollen in Südwestrußland unter starkem orientalischen und byzantinischen Einfluß entstanden sein⁶⁾. Einige Abarten mit kugligen Drahtgewinden: Abb. 47, 48, mit traubenförmigem Anhänger: Abb. 19, 21, 22, und mit großem sternförmigen Schlußstück: Abb. 44, sind in böhmischen Gräbern so häufig, daß sie dort nach einheimischen Fundorten benannt werden⁷⁾. In diesem Falle hat es eine große Wahrscheinlichkeit, daß sie auch von dort eingeführt worden sind. Umgekehrt stammen die gestrickten Halsringe: Abb. 4—13, zweifellos aus dem Norden. Die meisten und besterhaltenen sind, außer in Skandinavien selbst, im norddeutschen Grenzgebiet gefunden worden⁸⁾. Die schlesischen haben auf dem weiten Wege ihren Schmuckcharakter eingebüßt und sind nur noch als Wertmetall in die Funde geraten. In den Sudetenländern fehlen sie ganz.

Wie die letzten Beispiele beweisen, kann der Vergleich mit den Nachbarländern zuweilen einen Fingerzeig für die Herkunft der Stücke geben, nämlich dann, wenn ein Typus in dem einen Grenzgebiete stark, im entgegengesetzten

¹⁾ Schráníl, *Vorgeschichte* S. 313 f.

²⁾ Für die Ohrringe vergl. z. B. Rosenberg a. a. D. S. 12, 85, 87; für die granulierten Perlen ebenda S. 9.

³⁾ R. F. Johansen, *Le trésor d'argenterie de Terslev, Mémoires de la Société Royale des antiquaires du Nord* 1908—1913, S. 382 ff.

⁴⁾ Collection B. Khanenko, *Livr. V, Kiew* 1912, Pl. XIX.

⁵⁾ Belš a. a. D. S. 51 (201): Ohrringe „mit aufrechtstehendem Schmuckstück“; Schráníl, *Vorgeschichte* S. 299: „Korbformiger Typus“.

⁶⁾ Arne a. a. D. S. 209. Doch führt der Verfasser keine für seine Ansicht beweisenden Funde aus Südrußland an. Der sogenannte „Kiewer Typus“ sieht doch wesentlich anders aus. Vgl. Rosenberg a. a. D. S. 82.

⁷⁾ Schráníl a. a. D. S. 299 f. Vgl. auch J. L. Červinka *Slovane na Moravě a říše velkomoravská* Heft II, Brünn 1928, Taf. VIII u. XVIII.

⁸⁾ Belš a. a. D. S. 49 (199).

schwach oder gar nicht vertreten ist. Um darin sicherzugehen, müßten umfassende Untersuchungen angestellt und Typenarten ausgearbeitet werden. Vorläufig hat man den Eindruck, daß bei sehr vielen Typen zu der Unsicherheit der Fabrikationsstätten auch noch die Unsicherheit der näheren Bezugsquellen tritt. Selbst bei einer so gewöhnlichen Gattung von Schmucksachen, wie den Perlen, vermögen wir nicht zu sagen, ob sie durch den baltischen Handel oder vielleicht auf einem südlichen oder östlichen Wege zu uns gekommen sind. Die granulierten Perlen: Abb. 33—36, 49—52, 54, dürften byzantinisch¹⁾, die gebuckelten: Abb. 38, orientalisches²⁾ oder Nachahmungen von solchen sein. Beide Arten finden sich gleichermaßen zahlreich in Skandinavien und in den Sudetenländern, aber, soviel ich sehen kann, weder in Südrußland noch in Ungarn und Südslawien. Der naheliegende Gedanke, daß sie einheimischen Ursprungs seien, ist trotzdem abzulehnen. Dazu ist ihre stilistische Verwandtschaft mit den fremden Arbeiten viel zu groß. Eine so schwierige Technik, wie die Granulation, war nicht mit einem Schlage zu erlernen, und in den ostelbischen Ländern fehlte dazu die erste Voraussetzung, die handwerkliche Tradition. Was die heimische Schmuckindustrie vermochte, sehen wir an den typischen slawischen Schläfenringen: Abb. 14, 15, die nach Ausweis der Grabfunde in Silber und Bronze zur ständigen Tracht der damaligen Schlesierinnen gehörten. Die mannigfaltigen Arten kunstvoll verzierter Ohrgehänge, Halsketten, Gürtelschließen usw. suchen wir in den gleichzeitigen Gräbern, von ganz vereinzelt Funden, wie dem von Linden (S. 139) abgesehen, vergebens. Für sie wird immer die Herleitung aus der Ferne, ob auch die Quelle heute noch verborgen ist, das gegebene sein. Wir müssen hier eben die Lückenhaftigkeit der Überlieferung in Rechnung stellen und die Aufklärung der Zusammenhänge von einem Anwachsen des Fundstoffes und einer Vertiefung der Arbeit erhoffen.

Der Mangel an fremden Erzeugnissen in den Gräbern beweist übrigens, daß der Welthandel, soweit er sich mit der Einfuhr von Silberschmuck befaßte, unser Land im Gegensatz zum Norden und ebenso im Gegensatz zu Böhmen und Mähren, nur schwach berührt hat. Denn die Schatzfunde enthalten ja keine fabrikt fertige neue, sondern lediglich verbrauchte Altware. Nur durch den Binnenhandel, durch von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte ziehende Hausierer kann sie in Gegenden, wo dergleichen Schmuck Mode war, also z. B. in Böhmen, gesammelt und als Bruchsilber in den Verkehr gebracht worden sein. Daß sie in solchen Mengen von den nordslawischen Ländern aufgenommen wurde, lag in erster Reihe natürlich an der hiesigen Rechnungsweise, die ein Umschmelzen des Bruches in gemünztes Geld entbehrlich machte. Vielleicht hat aber noch der Umstand dabei mitgesprochen, daß sowohl der Hausierhandel wie der Exporthandel

¹⁾ Johansen a. a. D. S. 382 ff.

²⁾ Urne a. a. D. S. 97 Abb. 85 und S. 209/10.

mit den slawischen Ländern so gut wie ausschließlich in den Händen derselben Leute, nämlich der Juden, lag, und zwar waren es Sklaven, die den hauptsächlichsten Gegenstand der Ausfuhr bildeten. Es liegt darüber eine so überwältigende Fülle von Zeugnissen vor, daß an der beherrschenden Stellung des Juden auf dem damaligen Sklavenmarkte nicht der geringste Zweifel walten kann¹⁾. Was sie dazu befähigte, waren neben der allgemeinen geschäftlichen Gewandtheit ihre vorzüglichen Sprachkenntnisse und internationalen Beziehungen, die bei einem durch weite Länderräume führenden Menschentransport schlechterdings unentbehrlich waren. So heißt es in einem arabischen Bericht aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts von den jüdischen Kaufleuten²⁾: „Sie sprechen arabisch, persisch, romäisch, fränkisch, spanisch und slawisch. Sie reisen vom Abendlande nach dem Morgenlande und vom Morgenlande nach dem Abendlande zu Lande und zur See. Sie bringen aus dem Abendlande Diener, Mädchen, Jünglinge, Dibäg (Seidenstoffe?), Biberhäute, Pelzwerk und Schwerter.“ Von den Slawen aber mußten sie ihre Menschenware holen, weil im Abendlande nur diese größtenteils noch heidnisch, und der Verkauf von Christen an Heiden oder Juden gesetzlich verboten war. Die Übertragung des Volksnamens auf den Begriff „Sklave“ erinnert noch heute an jene Zustände. Loskauf aus der Sklaverei der Juden wird öfters als gottgefällige Handlung gerühmt, so von Judith, der Gemahlin des Polenherzogs Wladislaw, und vom Heiligen Adalbert, Bischof von Prag. Als Brennpunkt des Sklavenhandels erscheint die böhmische Hauptstadt auch an der schon angeführten Stelle bei Ibrahim, der vermutlich selbst ein großer Sklavenhändler war. Somit treffen viele Umstände zusammen, um die Meinung zu rechtfertigen, daß ein Gutteil unserer Silberschätze den Gegenwert für die aus diesen Ländern bezogenen Sklaven darstellt. Auch das trägt zur kulturgeschichtlichen Bedeutung dieser so vielseitig interessanten Denkmälerklasse bei.

Hans Seger

¹⁾ Aus der reichen Literatur seien nur einige Hauptschriften angeführt: Georg Caro, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden im Mittelalter und der Neuzeit, Bd. I, Leipzig 1908, S. 137 ff. und S. 191 ff.; Bruno Hahn, Die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden im Fränkischen und Deutschen Reich bis zum 2. Kreuzzug (Diss.) Freiburg i. B. 1911, S. 28 ff., S. 78 ff.; Georg Jacob, Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern?, 2. Aufl., Berlin 1891, S. 6 ff.

²⁾ G. Caro a. a. O. S. 8.

Nachträge

Zur Abhandlung: Die preußische Verwaltung des schlesischen Scheidemünzwesens im 18. Jahrhundert.

Ich habe S. 87 die Vermutung ausgesprochen, daß der Magdeburger Gutegroschen von 1760 eine zwar sehr geringhaltige, aber doch eine Silbermünze sei. Daß diese Vermutung richtig ist, wird durch eine Tarifizierung, Bayreuth, den 20. Mai 1760, die ich im Staatsarchive zu Bamberg (Rep. 203, Nr. 60, III) gefunden habe und die viele Kriegsmünzen enthält, bewiesen. Es heißt dort:

Gutegroschen F (vermutlich Magdeburg) 1760, aus einer feinen Mark 53 Fl. 34 Kreuzer 1 Pfennig, ein Stück wert 1 Kreuzer 2562/643 Pfennig.

Demnach war das Stück rund $1\frac{1}{2}$ Kreuzer oder 6 Pfennig gegen die guten Gutengroschen zu 12 Pfennig wert.

Frhr. v. Schrötter

Zur Abhandlung: Eine Medaille auf Quirin Schlaher. S. 91.

Die Sitzfigur, die auch in Verbindung mit einem Brustbild König Ferdinands von 1549 vorkommt und an die Spes auf Neufahrers signierter Medaille des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, 1547, erinnert, ist ihrerseits auch keine freie Erfindung, sondern geht auf die schöne sitzende Spesfigur zurück, die sich als Rückseite bei Friedrich II. von der Pfalz und Christoph Plöb 1530 und 1531 wiederholt verwendet findet. (Abb. Domanig, Deutsche Medaillen Taf. X, 86.)

G. Habich

Zur Abhandlung: Die Schlesiſchen Silberfunde der spät-slawischen Zeit. S. 147.

Der recht bedeutende Fund von Mahnau ist nach gefälliger Mitteilung von Herrn Dr. Gandert inzwischen in das Eigentum des Kaiser-Friedrich-Museums in Görlitz übergegangen. Herr Dr. Gandert wird ihn im nächsten Hefte von „Alt-schlesien“ veröffentlichen.

H. Seger

Bücheranzeigen

H. Seger: Schlesien. Sonderabdruck aus Bd. XI des Reallexikons der Vorgeschichte. Herausgegeben von M. Ebert. Verlag W. de Gruyter, Berlin 1927. S. 269—283 mit Taf. 77—89.

Der Verfasser behandelt zusammenfassend die Vorgeschichte Schlesiens von der ältesten Zeit bis um Christi Geburt, wobei die neuesten Funde berücksichtigt werden. Auf den Tafeln ist sehr viel bisher unveröffentlichtes Material abgebildet. Die wichtige Arbeit kann von den Mitgliedern des Vereins in der Geschäftsstelle zum Preise von 2 M. erworben werden. R. L.

B. von Richthofen: Einführung in die vor- und frühgeschichtliche Abteilung des Museums Ratibor. Herausgegeben von der ober-schlesischen Provinzialdenkmalpflege für Bodentaleräume. Ratibor 1927. 15 Seiten mit 7 Taf.

Seit die Provinz Oberschlesien einen eigenen Denkmalpflege-Bezirk bildet, ist die Vorgeschichtsforschung in diesem Gebiet in stetem Aufschwung begriffen. Zeugnis davon legt wiederum der vorliegende Führer durch das neu geschaffene Museum Ratibor ab. Typische Stücke der schon sehr reichhaltigen Sammlung sind auf den Tafeln dargestellt. R. L.

Komm, ich zeige dir Breslau. Praktischer Wegweiser von Alt- und Neubreslau. 2. Heft. Verlag J. U. Kern (Inhaber M. Bernau) Breslau 1929. 43 S. mit 4 Karten und 30 Abb. 1,25 M.

Der rührige Verlag läßt das zweite Heft seines Führers durch Breslau erscheinen. Er enthält einen Aufsatz von M. Jahn über „Breslau in der Vorzeit“ (S. 64—67) und ein Verzeichnis der Fundplätze von Groß Breslau mit Angabe ihrer Bedeutung (S. 67—69). Bei den einzelnen Führungen durch die Stadt sind außerdem die vor- und frühgeschichtlichen Fundplätze erwähnt und auf der Übersichtskarte eingezeichnet. Es dürfte das erste Mal sein, daß in einem modernen Stadt-Führer die

Vorgeschichte so weite Berücksichtigung erfahren hat. R. L.

Schlesische Arbeiten aus der Kossinna-Festschrift. Mannus Ergänzungsband VI. Verlag Rabitsch, Leipzig 1928. E. Petersen, Eine spätlatene-zeitliche Siedlung aus Niederschlesien, S. 59—66 mit 7 Abb. — H. Kurf, Zwei neue verzierte Lanzenspien der Kaiserzeit aus Oberschlesien, S. 67 bis 72 mit 4 Abb. — B. v. Richthofen, Germanische Krausengefäße des 4. Jahrhunderts n. Chr. aus der Provinz Oberschlesien und ihre weitere Verbreitung, S. 73—95 mit 7 Abb. — M. Jahn, Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit in Schlesien, S. 271—277 mit 3 Karten.

Petersen veröffentlicht die bei Carolath Kr. Freystadt als erste im ostgermanischen Gebiet aufgedeckten, wandalischen Hausgrundrisse aus der Zeit vor Christi Geburt und die in ihnen gemachten Funde. Die von Kurf bekannten Lanzenspien sind insofern besonders wichtig, weil sie aus gesicherten Grabfunden stammen. Richthofen geht auf die Verbreitung der Krausengefäße (Schlesien, Posen, Ungarn und Rumänien) und auf ihre Herleitung aus der provincialrömischen Keramik ein und bringt zum Vergleich Gefäße aus donauländischen Gebieten. Jahn bespricht die Völkerbewegungen und die sich daraus entwickelnden Kämpfe in Schlesien in den letzten 6 Jahrhunderten vor Christi Geburt. R. L.

E. Boehlich: Bibliographie der Schlesischen Vor- und Frühgeschichte. Schlesische Bibliographie, herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien, zweiter Band. Breslau, Priebatsch's Buchhandlung. XVI + 400 Seiten in Groß-8°. 13 M.

Daß in der groß angelegten bibliographischen Schriftenreihe, die von der Historischen Kommission für Schlesien herausgegeben wird, gleich einer der ersten Bände der Vor- und Frühgeschichte gewidmet ist, entspricht zwar der methodischen Ordnung, muß aber doch mit be-

sonderem Danke begrüßt werden, weil es beweist, wie dieses Wissensgebiet heute auch von Historikern eingeschätzt wird. Und mit einem gewissen Stolz können wir feststellen, welchen gewaltigen Umfang das Schrifttum darüber heute schon erreicht hat. Nicht weniger als 4485 Nummern sind in dem stattlichen Bande verzeichnet. Freilich sind das zum überwiegenden Teile nicht selbständige Werke oder auch nur ganze Aufsätze, sondern oft kurze Mitteilungen über einzelne Funde und Fundorte, herausgegriffen aus einem größeren Zusammenhange, weil von Bedeutung für die örtliche Siedlungskunde. Der Verfasser begründet dies im Vorwort sehr richtig damit, daß die Wissenschaft auf die Mitarbeit weiter Kreise angewiesen sei, deren Wert und Ziel vornehmlich in der Förderung der lokalen Forschung liege. Auch Zeitungsartikel sind mit Recht herangezogen worden. Besonders die aus früheren Jahrzehnten enthalten oft wichtiges Quellenmaterial. Gleiches gilt von der älteren Literatur. Voehlich hat sie mit großem Eifer und Erfolge studiert und manchmal an Stellen, wo man es am wenigsten vermutet, gänzlich unbekanntes Fundnachrichten entdeckt. Diese mühsame Kleinarbeit muß man ihm hoch anrechnen. Mit ihr verglichen war die Durchsicht der eigentlichen Fachliteratur ein Kinderspiel.

Die Anordnung hält sich an bewährte Grundsätze. Vier Hauptteile umfassen: A. Allgemeines; B. Natur und Kultur (Darstellungen einzelner Stoffkreise ohne räumliche und zeitliche Beschränkung); C. Die einzelnen Zeitabschnitte; D. Die einzelnen Landschaften. Jeder Hauptteil ist wieder in zahlreiche Unterabschnitte gegliedert. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein Verfasser- und Ortsregister machen es dem Leser leicht, sich in dem weitschichtigen Stoffe zurechtzufinden. Höchstes Lob gebührt der typographischen Ausstattung. Es ist ein Vergnügen, dieses in Papier und Druck mustergültige Buch zu durchblättern, das unter den länderkundlichen Bibliographien der Vor- und Frühgeschichte zweifellos mit an erster Stelle steht.

Unseren Mitgliedern ist bei direktem Bezug vom Verein ein Vorzugspreis eingeräumt.

H. S.

J. Geschwendt, Burg der Vorzeit. Zweifarbiges Steinzeichnung 60 × 82 cm. Verlag Priebe & Schöner, Breslau 1928. 3 Mk.

Das Bild zeigt, wie man sich den ursprünglichen Zustand eines „Burgwall“ vorzustellen hat, und ist deshalb besonders für den heimatkundlichen Unterricht in der Schule geeignet, zumal fast auf jeder Dorfgemarkung eine solche vorgeschichtliche „Burg“ liegt. Für die Darstellung ist ein Typus gewählt, der sowohl den Burgen der frühen Eisenzeit, als auch denen der frühgeschichtlichen Zeit entspricht. Mit dieser Steinzeichnung, der noch eine Reihe weiterer Darstellungen aus der Vorzeit folgen werden, erhält nun auch Schlesien eine Wandtafelserie, für die in erster Linie die Schule dem Verfasser danken wird.

E. P.

Josef Škránil: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Mit einem Einleitungskapitel über die Ältere Steinzeit von Hugo Obermaier. Mit 74 Tafeln und 32 Textabbildungen. Berlin und Leipzig 1929, Walter de Gruyter & Co. VIII + 376 Seiten in Groß 8°.

Die hohe Bedeutung der böhmisch-mährischen Vorgeschichte ist in der Wissenschaft längst anerkannt. Für viele Perioden: die ältere und jüngere Steinzeit, die frühe Bronzezeit, die germanische Kultur der frühen Kaiserzeit usw., liegt hier geradezu der Schlüssel des Verständnisses der mitteleuropäischen Entwicklung. Dem entsprechend ist denn auch von jeher in diesen Ländern überaus eifrig Archäologie getrieben worden. Ein ungeheures Material hat allein der frühere Leiter der Vorgeschichtlichen Abteilung des Prager Museums, J. E. Pic, in seinen zahlreichen Veröffentlichungen angehäuft. Aber diese älteren Publikationen boten eben doch mehr Materialsammlungen als methodische Untersuchungen. Für solche wurde die Zeit erst reif, als wirkliche Fachgelehrte an die Spitze der hauptstädtischen Sammlungen in Prag und Brünn traten und auch die sudetendeutsche Heimatforschung sich der Vor- und Frühgeschichte annahm. Nach dem monumentalen Tafelwerke über die Steinzeit der tschechischen Länder von Albin Štoky, der Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens von Oswald Menghin und der eingehenden Behandlung

des Artikels „Böhmen-Mähren“ in Eberts Reallexikon durch J. L. Cervinka hat nun auch ein jüngerer Gelehrter, der Rostos am Nationalmuseum und Dozent an der tschechischen Universität in Prag, Josef Škránil, ein umfangreiches Werk über das Gesamtgebiet der böhmisch-mährischen Vorgeschichte verfaßt. Es ist als Einzelband des von Trautmann und Vasmer herausgegebenen Grundrisses der slawischen Philologie und Kulturgeschichte erschienen und demzufolge deutsch geschrieben, was nicht nur den deutschen Lesern, sondern auch der Benutzung des Buches im übrigen Auslande zugute kommen wird. Die ältere Steinzeit hat der bekannte Diluvial-Archäologe Obermaier kurz, aber unter Verwertung der neuesten Ergebnisse, behandelt. Bei der Darstellung der späteren Zeiten sucht Škránil die analytische mit der synthetischen Methode zu verbinden, indem er in großer Ausführlichkeit den Formenreichtum der einzelnen Stufen bespricht und daran am Anfang und Ende jedes Kapitels allgemeine Betrachtungen über den Stand der Forschung und die schwebenden Probleme knüpft. Die Häufung von Einzelheiten wirkt auf die Dauer vielleicht etwas ermüdend, sie macht aber das Buch zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk, aus dem sich gleichermaßen der Fachmann wie der örtlich interessierte Laie Rat erholen kann. Man hat durchweg den Eindruck, daß der Verfasser seinen Stoff und die moderne Arbeitsweise beherrscht. Seine Darstellung ist frei von Voreingenommenheit. Wenn er in manchen Fragen einen von der deutschen Forschung abweichenden Standpunkt einnimmt, so geschieht dies immer unter sachlicher Begründung, wie denn überhaupt der wissenschaftliche Ernst, der das ganze Werk durchzieht, und die Zurückhaltung von vagen Vermutungen angenehm berühren. Die sorgfältigen Orts- und Sachregister und die verschwenderische Ausstattung mit meist wohl gelungenen Abbildungen sind weitere Vorzüge, die dem Werke viele Freunde gewinnen werden.

S. S.

Friedrich Wagner: Die Römer in Bayern. Bayerische Heimatbücher. Herausgegeben von A. Heilmeyer, Bd. I. 4. Auflage, München 1928. Verlag Knorr

& Hirth. 130 S. mit 20 Abb., 20 Tafeln und 2 Karten. 4 Mk.

Eine übersichtliche, volkstümliche Darstellung der Römerzeit in Bayern, sachlich und zuverlässig. Mit Bedacht hält sich der Verfasser, der an der prähistorischen Staatssammlung in München tätig ist, frei von Übertreibung und Verwendung ungesicherter Anschauungen. Die römischen Reste in der Provinz Rätien erreichen bei weitem nicht die Pracht und Größe der rheinischen Denkmale gleicher Zeit. Für den Kulturhistoriker sind sie deswegen aber nicht geringer an Wert, auch nicht für die Allgemeinheit, wie die Notwendigkeit einer vierten Auflage des Bandes innerhalb von vier Jahren erweist. Die sichere Beherrschung des Stoffes durch den Verfasser, das geschickte Herausstellen des Wichtigen, die sorgfältige Verwendung auch der neuesten Grabungs- und Forschungsergebnisse — u. a. der langjährigen Grabungen in Rempten — und die reiche Zahl guter Abbildungen hat der Arbeit mit vollem Recht zu allseitiger Anerkennung verholfen. Diese Vorzüge machen das Buch auch besonders als Hilfsmittel für den Latein- und Geschichtsunterricht an höheren Schulen geeignet.

M. J.

Friedrich Hertlein: Die Geschichte der Besetzung des römischen Württemberg. Teil 1 des Werkes: Die Römer in Württemberg. Herausgegeben vom Württembergischen Landesamt für Denkmalspflege. Stuttgart 1928. Verlag W. Kohlhammer. 200 S. mit 14 Tafeln und 5 Abb. 6 Mk.

Unter der Leitung des Stuttgarter Museumsdirektors Peter Göbeler wird ein Werk „Die Römer in Württemberg“ herausgebracht, das in seiner Anlage viel umfangreicher ist, als Wagners Übersicht über die römische Kultur in Bayern. Es ist auch allgemeinverständlich gehalten, erstrebt aber nach Möglichkeit vollständige Vorlegung des einschlägigen Quellenstoffes. Von besonderer Bedeutung für die Forschung wird der Kartenteil des Werkes sein, der eine genaue Besiedlungs- und Straßenkarte Württembergs zur Römerzeit enthalten soll. Als erster Band des Werkes liegt die Geschichte der Besetzung des römischen Württembergs aus der Feder des unermüdlichen, kenntnisreichen Spezialforschers

Friedrich Hertlein vor. Unter Ausnutzung der geschriebenen Quellen und der Bodenforschungen beschreibt er die römische Besetzung Württembergs von den Zeiten des Kaisers Augustus bis zu den Einfällen der Alemannen, die der Römerherrschaft ein Ende bereitet haben. Er vertieft das Bild, das uns Wagner für Bayern entworfen hat, und erweitert es nach Westen. Es trifft sich glücklich, daß fast zu gleicher Zeit auch für die Schweiz eine zusammenfassende Behandlung der römischen Zeit von Felix Stähelin herausgebracht worden ist, so daß eine zusammenhängende Reihe zuverlässiger Handbücher uns die Ergebnisse der Römerforschung in diesen Gebieten nördlich der Alpen vermittelt.

M. J.

L. Franz und J. Weninger: Die Funde aus den prähistorischen Pfahlbauten im Mondsee; mit Beiträgen von E. Hofmann und F. Angerer. Heft 3 der Materialien zur Urgeschichte Österreichs. Wien 1927. Verlag der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 112 S. mit 42 Taf. und 10 Abb.

Die Pfahlbautenfunde aus dem Mondsee in Ober-Österreich haben in ihrer Eigenart schon lange die Forschung beschäftigt, es fehlte aber bisher eine eingehende Veröffentlichung der Reste dieser wichtigen Steinzeitfiedlungen. Es ist ein besonderes Verdienst von Matthäus Much, diese Pfahlbauten entdeckt und in langjähriger Arbeit, gemeinsam mit seinem Sohne Rudolf, erforscht zu haben. Die Fundstücke, die er hierbei zutage förderte, gelangten mit seiner Privatsammlung nach seinem Tode ins Urgeschichtliche Institut der Universität Wien. Ein glücklicher Gedanke war es nun, eine bilderreiche, vollständige Bekanntgabe der Mondseefunde dem Sohne Rudolf Much, dem Führer der germanischen Altertumskunde, zu seinem 65. Geburtstag als Festschrift zu widmen und so auch eine Dankespflicht dem Vater gegenüber zu erfüllen. Die Veröffentlichung wird als Quellenbuch dauernden Wert behalten. Für unsere schlesischen Verhältnisse ist die eigenartige Wiskultur des Mondsees wichtig, weil sich zwischen ihr und dem Jordansmühler, vor allem aber dem Roßwiger Stil Verbindungen nachweisen lassen.

M. J.

Wilhelm Pefler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur. J. F. Lehmann, München (1928).

Feindeshaß als Quelle der dem deutschen Volke auferlegten Beschränkungen ist auch ein Teil der Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Das zeigt am besten das kräftige Aufgehen einer Saat, die schon vor dem Weltkrieg ausgestreut, jetzt kräftig empor-schießt, die Pflege des Heimatgedankens überall in deutschen Landen. Um so wichtiger ist es, diese eine frohe und reiche Ernte verheißende Saat rein zu erhalten und richtig zu pflegen, weil natürlich auch viel Unkraut sich einnistet und beizeiten ausgejätet werden muß.

Was dazu nötig ist, kann nicht besser dargestellt werden, als es Pefler in seinem „Heimat-Museum“ tut. Sein Gedankenreichtum und die Einbeziehung scheinbar entlegener und doch zum Plan gehöriger Zusammenhänge wirkt selbst bei wiederholtem Durchlesen immer wieder überraschend und anregend. Bei der Fülle des Gebotenen muß sich diese Anzeige auf ganz kurze Hinweise beschränken. Abschnitt 1 behandelt die Ziele und Aufgaben des Heimatmuseums und Bergung der Erinnerungstücke, Abschnitt 2 die verschiedenen Arten der Museen nach der staatlichen oder kommunalen Stellung ihrer Gründer und Förderer, Abschnitt 3 die Anteilnahme der Bevölkerung an der Entwicklung des Museums, Abschnitt 4 die Einteilung und Gliederung der Museen nach Zweck und Inhalt. Die weiter noch folgenden Abschnitte betreffen das Sammeln, die Vorführung im Museum, Ruhbarmachung der Sammlungen für das Volk, für die Wissenschaft und für die Denkmalpflege, Ausblicke auf Neubelebung heimischer Überlieferungen und endlich organisatorische Fragen, z. B. das Zusammenwirken mehrerer Museen. Willkommen Zugaben sind ein Verzeichnis der bestehenden Heimatmuseen des deutschen Sprachgebietes, also einschließlich der deutschen Minderheiten im europäischen Ausland, und eine systematisch geordnete Reihe von prächtigen Bildtafeln. — Ein aus dem Leben für das Leben geschriebenes Buch, aus dem Herzen eines wahren Volkskundlers entsprungen und in den Herzen Gleichgesinnter anklingend!

M. J.

Schlesischer Altertumsverein

Bericht über das Vereinsjahr 1927/28

Am Ende des Berichtsjahres wurde Dr. Freiherr von Richthofen als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für ober-schlesische Ur- und Frühgeschichte in den Vorstand gewählt. Im übrigen trat keine Veränderung in der Zusammensetzung des Vorstandes ein.

Folgende mit Vorträgen verbundenen Sitzungen wurden in Breslau abgehalten:

10. Oktober 1927: Lichtbildervortrag von Herrn Prof. Dr. Paul Knötel: Das Kloster und die Steinaltertümer auf dem Zobten.
7. November 1927: Lichtbildervortrag von Herrn Dr. Güttel: Die ehemalige St. Vinzenzkirche auf dem Elbing, der älteste Monumentalbau Breslaus.
12. Dezember 1927: Vortrag von Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Friedensburg aus Hirschberg: Joh. Chr. Rundenmann und die schlesischen Sammler.
9. Januar 1928: Lichtbildervortrag von Herrn Privatdozent Dr. Herbert Kühn aus Köln: Neue Funde eiszeitlicher Kunst in Europa und Afrika.
13. Februar 1928: Lichtbildervortrag von Herrn Dr. Wolfgang Schulz aus Görlitz: Stilgemeinsamkeiten in der germanischen Kunst und Dichtung (Völkerwanderungs- und Wikingerzeit).
12. März 1928: Vortrag von Herrn Universitätsprofessor Dr. Max Schneider: Alte Tasteninstrumente des Breslauer Museums. (Mit Demonstrationen).
23. April 1928: (Hauptversammlung) 1. Lichtbildervortrag von Herrn Prof. Dr. Buchwald: Das Rebhuhnwunder. 2. Lichtbildervortrag von Herrn Privatdozent Dr. Bimler: Die schlesischen Fayencen.

Am 1. Mittwoch jedes Monats wurde, mit Ausnahme der sommerlichen Reisezeit, eine Fachsitzung abgehalten. Die wichtigsten Vorträge waren folgende:

4. Mai 1927: Bericht über die Opperauer Grabung (Zadenberg). Jagd und Fischfang in schlesischer Vorzeit (Geschwendt).
1. Juni 1927: Wichtige Minerale der Vorzeit (Grünberger).
6. Juli 1927: Die geologische Untersuchung der Ritzelhöhle bei Kauffung (Rode). Neue Funde aus Oberschlesien (Richthofen).
1. November 1927: Vorlegung der neuen Grundkarten (Hellmich). Vorlegung mittelalterlicher Gefäße aus Breslau (Gündel).
7. Dezember 1927: Berichte über Siedelungsgrabungen: Jordansmühl (Peterfen), Guhrau (Raschke), Gontkowitz (Geschwendt), Carolath (Peterfen).
11. Januar 1928: Eiszeitchronologie auf Grund der Bändertone (Raschke).
1. Februar 1928: Bernstein und Bernsteinfunde (Grünberger), Mesolithische Funde (Raschke).
7. März 1928: Neue Grabfunde aus Schlesien (Segger). Vorlegung von Neuerwerbungen (Jahn).
4. April 1928: Neue Beobachtungen im Zobtengebiet (Geschwendt). Vorlegung neuer Funde (Peterfen).

In der Provinz wurden zwei Wanderversammlungen und drei Vortragsabende veranstaltet, die künftig in stärkerem Maße eingerichtet werden sollen.

19. Juni 1927: Ausflug nach den Striegauer Bergen und nach Striegau. Besuch des Streitberges. Wanderung zum Spitzberge. Gemeinsame Mittagstafel im Berggasthause. Vorträge: Herr Dr. Jahn: Die Burgwälle auf den Striegauer Bergen; Herr Hauptlehrer Schubert aus Pilgramshain: Die Schlacht bei Hohenfriedeberg. Besuch des Breiten Berges. Besichtigung der Stadt unter Führung von Herrn Studienrat Bojanowski.

7. August 1927: Besuch der „Gugali“ in Liegnitz anlässlich des Schlesiertages während der „Schlesischen Heimatwoche“.
21. September 1927: Vortragsführung in Goben Kr. Schweidnitz: 1. Lichtbildervortrag von Herrn cand. phil. Raschke aus Breslau: Aus der Vorzeit des Gobengebietes. 2. Lichtbildervortrag von Herrn Lehrer Geschwendt aus Breslau: Burgen der Vorzeit im Gobenlande.
3. Februar 1928: Vortragsführung in Strehlen: 1. Vortrag von Herrn Rektor Günther aus Strehlen: Vorlegung und Erläuterung der vorgeschichtlichen Bodensfunde des Heimatmuseums Strehlen. 2. Lichtbildervortrag von Herrn Lehrer Geschwendt aus Breslau: Urgeschichtliche Anlagen auf dem Rummelsberg und der Festungsbau der Urzeit.
23. Februar 1928: Vortragsführung in Namslau: 1. Lichtbildervortrag von Herrn Lehrer Kotschate aus Polkowitz Kr. Namslau: Schatzfunde der Urzeit aus dem Kreise Namslau. 2. Lichtbildervortrag von Herrn Lehrer Geschwendt aus Breslau: Vorgeschichtlicher Hausbau im Kreise Namslau.

Die im Jahre 1927 gegründete Arbeitsgemeinschaft für niederschlesische Urgeschichte nahm eine erfreuliche Entwicklung. Der erste

Jahresbericht ist in den Altchlesischen Blättern Jahrgang 1928 S. 75 zu vergleichen.

Die Museumsstudienkurse wurden fortgesetzt. Das Interesse war gleichbleibend groß, so daß in der Berichtszeit der 7., 8. und 9. Kursus veranstaltet werden mußte. Schon zweimal hat die Provinz Grenzmark Teilnehmer zu den Kursen entsandt, damit der zu berufende staatliche Vertrauensmann geschulte Altertumspfleger vorfände. Erstmals wurde auf allgemeinen Wunsch der 8. Kursus nur für Fortgeschrittene abgehalten; er war als Aufbaulehrgang gedacht und für die Teilnehmer an früheren Kursen berechnet.

Zur Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse hielt Herr Lehrer Geschwendt etwa 40 Vorträge in Breslau und der Provinz Niederschlesien. An Veröffentlichungen konnte der Verein den 9. Band der Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ als Festgabe zum 70. Geburtstag von Herrn Museumsdirektor a. D. Prof. Dr. Masner liefern. Der Band wurde an die Mitglieder ausgegeben, die 1928 mindestens zwei Jahre die Mitgliedschaft besaßen; von der Zeitschrift „Altchlesien“ wurde Band II Heft 1 herausgegeben; von den „Altchlesischen Blättern“ erschienen 7 Hefte. Die Mitgliederzahl blieb weiter in erfreulicher Aufwärtsbewegung. Der Verein nahm in dem Berichtsjahr um 326 Mitglieder zu, verlor durch Tod und Austritt 55, so daß die Mitgliederzahl am 31. März 1928 1366 betrug.

Der Vorstand:

Dr. Seger

Direktor der Städtischen Kunstsammlungen
Universitäts-Professor

1. Vorsitzender

Dr. Burgemeister

Landesbaurat und Provinzial-Konservator
2. Vorsitzender

Dr. Jahn
Museumsrätos
Schriftführer

Kuhn
Bankdirektor
Schatzmeister

Engel
Geh. Justizrat
Landgerichtsdirektor a. D.

Geschwendt
Lehrer

Dr. Hinge
Direktor des Schloßmuseums

Dr. Lustig
Sanitätsrat

Dr. von Moßner
Regierungsrat

Dr. Freiherr von Richthofen

Vertrauensmann für die Bodendenkmäler der Provinz Oberschlesien.

